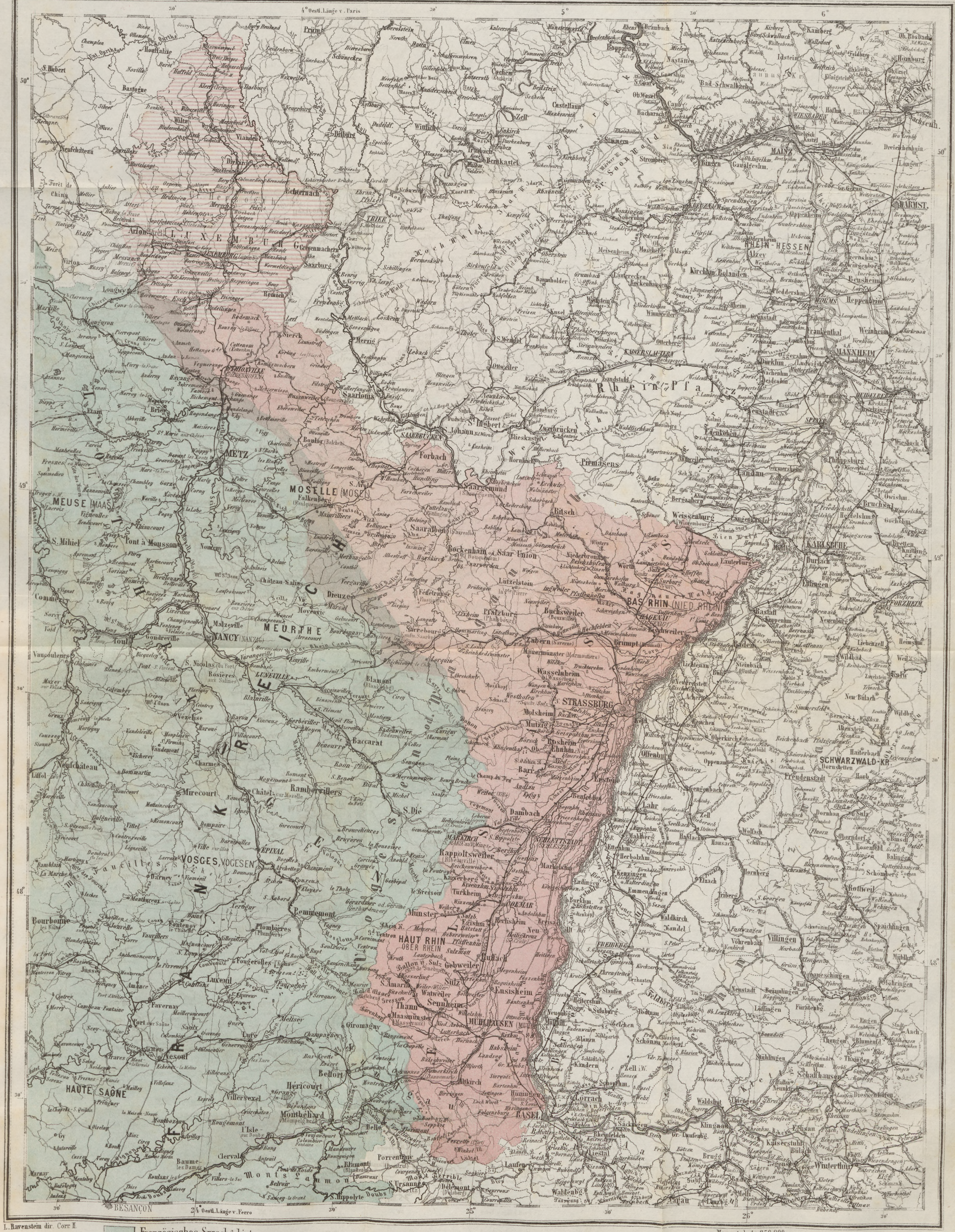
Die deutsche SPRACHGRENZE im ELSASS u. in LOTHRINGEN.


4° Oestl. Länge v. Paris
5°
6°
50°
49°
48°
30'
Champlon
Houffalize
S. Hubert
Bastogne
Noville
Bastnach
Wiltz
Vianden
Neufchâteau
Martelange
Arlon
LUXEMBURG
Grevenmacher
Echternach
Saarburg
Remich
Longwy
Longuyon
Stenay
Montmédy
Virton
Messancy
Prüm
Schönecken
Neuerburg
Bitburg
Dudeldf.
Wittlich
Traarbach
Berncastel
Cochem
Zell
Castellaun
Beilstein
Simmern
Kaiserslautern
Bad-Schwalbach
Nastätten
Braubach
Boppard
Ob. Wesel
Caub
Bacharach
Stromberg
Bingen
Gaualgesheim
MAINZ
WIESBADEN
Höchst
Homburg
Idstein
Kamberg
Ob. Rosbach
Feldberg
Dreieichenhain
Langen
DARMST.
Oppenheim
Alzey
RHEIN-HESSEN
Kirchheim-Bolanden
Grünstadt
Frankenthal
Weinheim
MANNHEIM
Ludwigshafen
Heidelberg
Speyer
Landau
Germersheim
Philippsburg
Bruchsal
Weissenburg
Bergzabern
Pirmasens
Zweibrücken
Homburg
St. Johann
Saarbrücken
St. Wendel
Ottweiler
Saarlouis
Merzig
Saarunion
Saargemünd
Forbach
Sierck
Thionville
METZ
Briey
Etain
Longwy
Audun
Pont à Mousson
Mirecourt
Dieuze
Château-Salins
Vic
Sarrebourg
Blâmont
Lunéville
Nancy
Toul
Commercy
Verdun
Bar-le-Duc
Ligny
Montmédy
Stenay
Sedan
Mézières
Rethel
Vouziers
Grandpré
Clermont
Varennes
Châlons
Vitry
Epernay
Reims
Rethel
Laon
Soissons
Compiègne
Noyon
Roye
Montdidier
Amiens
Abbeville
Doullens
Arras
Bapaume
Péronne
Cambrai
Valenciennes
Maubeuge
Avesnes
Hirson
Rocroi
Givet
Charleville
Mézières
Sedan
Carignan
Montmédy
Longuyon
Briey
Metz
Thionville
Sierck
Saarlouis
Saarburg
Trier
Prüm
Bitburg
Wittlich
Daun
Gerolstein
Mayen
Andernach
Coblenz
Ehrenbreitstein
Neuwied
Linz
Remagen
Bonn
Köln
Aachen
Düren
Jülich
Eupen
Malmedy
Stavelot
Verviers
Spa
Liège
Huy
Namur
Dinant
Philippeville
Couvin
Chimay
Beaumont
Maubeuge
Avesnes
Hirson
Vervins

STRATEGISCHE GRENZE DEUTSCHLANDS GEGEN FRANKREICH.

MEUSE (MAAS)
MOSELLE (MOSEL)
MEURTHE
BAS RHIN (UNT. RHEIN)
HAUTE MARNE (OB. MARNE)
VOSGES (VOGESEN)
HAUT RHIN (OB. RHEIN)
HAUTE SAONE (OB. SAONE)
CÔTE D'OR
METZ
NANCY
TOUL
VERDUN
BESANÇON
Sedan
Thionville
Sarrelouis
Sarrebruck
Zweibrücken
Landau
Wissembourg
Strasbourg
Colmar
Schlettstadt
Mülhausen
Belfort
Montbéliard
Langres
Chaumont
Commercy
Bar-le-Duc
Epinal
Remiremont
St. Dié
Lunéville
Saarburg
Trier
Metz
Diedenhofen
Saargemünd
Bitsch
Hagenau
Weissenburg
Landau
Germersheim
Speyer
Kaiserslautern
Pirmasens
Homburg
Saarbrücken
Saarlouis
Merzig
Wendel
Ottweiler
Neunkirchen
Forbach
Saargemünd
Bolchen
Château-Salins
Dieuze
Vic
Sarreguemines
Bockenheim
Dürkheim
Frankenthal
Mannheim
Heidelberg
Karlsruhe
Rastatt
Offenburg
Kehl
Freiburg
Basel
Schaffhausen
Zürich
Aarau
Solothurn
Biel
Neuchâtel
Pontarlier
Dijon
Gray
Vesoul
Lure
Luxeuil
Plombières
Remiremont
Gérardmer
Munster
Ribeauvillé
Rappoltsweiler
Kaysersberg
Türkheim
Colmar
Gebweiler
Thann
Sennheim
Altkirch
Dannach
Delle
Porrentruy
Pruntrut
Basel
Liestal
Aarau
Zofingen
Langenthal
Burgdorf
Bern
Thun
Interlaken
Luzern
Sursee
Sempach
Willisau
Entlebuch
Sarnen
Stans
Altdorf
Schwyz
Einsiedeln
Rapperswyl
Zürich
Winterthur
Schaffhausen
Konstanz
Frauenfeld
Weinfelden
Romanshorn
St. Gallen
Herisau
Appenzell
Trogen
Rheineck
Altstätten
Feldkirch
Bregenz
Lindau
Memmingen
Kempten
Immenstadt
Oberstdorf
Reutte
Innsbruck
Landeck
Bludenz
Chur
Ragaz
Glarus
Schwanden
Linthal
Elm
Sargans
Wesen
Walenstadt
Amden
Weesen
Uznach
Rapperswyl
Lachen
Pfäffikon
Einsiedeln
Schwyz
Brunnen
Altdorf
Wassen
Andermatt
Hospenthal
Airolo
Faido
Bellinzona
Locarno
Luino
Como
Lecco
Bergamo
Brescia
Verona
Mantua
Peschiera
Desenzano
Salò
Riva
Arco
Rovereto
Trient
Bozen
Meran
Brixen
Sterzing
Franzensfeste
Lienz
Spittal
Villach
Klagenfurt
Völkermarkt
Eisenkappel
Kanker
Tarvis
Pontebba
Udine
Cividale
Görz
Gradisca
Monfalcone
Triest
Capodistria
Pirano
Parenzo
Rovigno
Pola
Fiume
Buccari
Karlstadt
Agram
Warasdin
Kanizsa
Steinamanger
Güns
Oedenburg
Ungarisch-Altenburg
Wiener-Neustadt
Neunkirchen
Mürzzuschlag
Bruck
Leoben
Judenburg
Knittelfeld
Schladming
Radstadt
Hallein
Salzburg
Reichenhall
Traunstein
Rosenheim
Kufstein
Wörgl
Kitzbühel
Zell am See
Saalfelden
Lofer
Berchtesgaden
Hallein
Gmunden
Ischl
Aussee
Hallstadt
Steyr
Amstetten
Melk
Krems
Stockerau
Korneuburg
Wien
Baden
Mödling
Hainburg
Preßburg
Tyrnau
Neutra
Trentschin
Sillein
Kaschau
Eperies
Tokay
Miskolcz
Erlau
Gran
Komorn
Raab
Stuhlweissenburg
Ofen
Pesth
Szolnok
Debreczin
Grosswardein
Arad
Temesvar
Karansebes
Orsova
Mehadia
Hermannstadt
Kronstadt
Schässburg
Mediasch
Bistritz
Klausenburg
Maros-Vasarhely
Deva
Hatzeg
Petroseny
Lugos
Szegedin
Csanad
Arad
Grosswardein
Debreczin
Tokay
Kaschau
Eperies
Sillein
Trentschin
Neutra
Preßburg
Tyrnau
Hainburg
Mödling
Baden
Wien
Korneuburg
Stockerau
Krems
Melk
Amstetten
Steyr
Hallstadt
Aussee
Ischl
Gmunden
Hallein
Salzburg
Radstadt
Schladming
Knittelfeld
Judenburg
Leoben
Bruck
Mürzzuschlag
Neunkirchen
Wiener-Neustadt
Oedenburg
Güns
Steinamanger
Kanizsa
Warasdin
Agram
Karlstadt
Buccari
Fiume
Pola
Rovigno
Parenzo
Pirano
Capodistria
Triest
Görz
Gradisca
Monfalcone
Cividale
Udine
Pontebba
Tarvis
Kanker
Eisenkappel
Völkermarkt
Klagenfurt
Villach
Spittal
Lienz
Sterzing
Brixen
Bozen
Meran
Trient
Rovereto
Arco
Riva
Salò
Desenzano
Peschiera
Mantua
Verona
Brescia
Bergamo
Lecco
Como
Luino
Locarno
Bellinzona
Faido
Airolo
Andermatt
Wassen
Altdorf
Brunnen
Schwyz
Einsiedeln
Pfäffikon

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 20. Sept. **Der Krieg und die deutsche Frage.** In Paris der Sturz des Kaiserreiches und die Proklamirung der Republik, in Rom der Sturz des Papst-Königthums: dies sind die beiden hervorragendsten politischen Ereignisse in der kurzen Spanne Zeit, welche zwischen der Schlacht bei Sedan und der nunmehr vollendeten Einschließung von Paris liegt.

Daß das Kaiserreich nach einer entscheidenden Niederlage in einer Hauptschlacht zusammenbrechen würde, erfüllte sich mit Blitzesschnelligkeit nach dem verhängnißvollen Tage von Sedan. Dieser Tag ist ein solcher, wie sie selten in der Weltgeschichte erschienen sind. Die gewaltige Schlacht, der fast betäubende Erfolg, das hochdramatische Gepräge des Ganzen, welches sich tief in die Gedanken und in die Phantasie des lebenden Geschlechtes und der kommenden Geschlechter einprägen muß: dies Alles stempelt jenen Tag zu einem großen Wendepunkt in dem europäischen Staatenleben. Noch waren die Ereignisse vom 1. und 2. September in Paris nicht einmal nach ihrem vollen Umfange allgemein bekannt, als ein von der neugeschaffenen Nationalgarde nicht gehinderter, sondern begünstigter Volkshaufe am 4. in den Sitzungssaal des Gesetzgebenden Körpers drang, die Abgeordneten verjagte und das Signal zum Ausrufen der Republik auf dem Stadthause gab. So waren vor länger als 18 Jahren die Vertreter der Nation ebenfalls durch Gewalt, damals durch die Gewalt von oben, auseinandergejagt und die Republik gestürzt worden. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle gelang der rohen Gewalt der politische Umsturz, weil das, was umgestürzt wurde, von dem Volke ja zum großen Theile von seinen eigenen Dienern im Geiste schon aufgegeben und verlassen war. Wie das Kaiserreich in den ersten Septembertagen dieses Jahres, so trug die Republik in den Decembertagen des Jahres 1851 bereits die hippokratischen Gesichtszüge unverkennbar an sich, bevor diesen Staatsformen einmal der Trommelwirbel, das andere Mal das Geschrei zusammengelaufener Volkshaufen den Ablauf ihrer letzten Stunde ankündigte. Dies Mal war es vor Allem Paris und mit ihm die meisten Städte, damals war es die Masse des Volkes außer Paris, was dem Bestehenden gleichgültig fremd oder feindselig geworden war. Beklagenswerthes Land, beklagenswerthes Volk, dem nun schon so lange ein sich stetig entwickelndes organisches Staatsleben abhanden gekommen ist, welches in ruheloſem Wechsel nicht nur Glanz und Größe auf das Spiel setzt, sondern sein innerstes Lebensmark anfressen zu lassen in Gefahr ist.

Man kann kaum sagen, daß der Gesetzgebende Körper sich noch offen zu dem Kaiserreich bekannte, als seinen Berathungen gewaltsam ein Ende gemacht und bald darauf sein Berathungssaal von den improvisirten republikanischen Machthabern unter Siegel gelegt wurde. Als im Laufe des 3. September die vor Sedan Statt gehabten Ereignisse in Paris theilweise bekannt wurden, konnte Gambetta die sich bildenden Volkshaufen nur mit Mühe bestimmen, nicht sofort Gewalt zu üben; er stellte ihnen den Sturz des Kaiserreiches auch ohne solche Gewalt in Aussicht. In der folgenden Nachtsitzung des Gesetzgebenden Körpers stellte dann Favre den Antrag, den Kaiser der ihm verfassungsmäßig übertragenen Gewalten für verlustig zu erklären und die Regierung einem von der Kammer gewählten Ausschuß zu übertragen. Bevor nun am folgenden Tage der Gesetzgebende Körper durch einen eingedrungenen Volkshaufen gesprengt wurde, lagen demselben außer dem Favre'schen noch zwei Anträge vor, der von Thiers (welchem ein vom linken Centrum ausgegangener Antrag ziemlich nahe kam) und der der Regierung. Der letztere wollte einer Kom-

mission von fünf Mitgliedern, gewählt durch die Kammer, die Regierung und Landesvertheidigung übergeben, durch diese Kommission die Minister bestellt und den General Palikao zum Generallieutenant des Nationalvertheidigungs-Komité's ernannt wissen. Der Antrag von Thiers aber ging dahin: „Da die öffentlichen Gewalten verlassen sind, so ernennt die Kammer eine Kommission, welche mit der Regierung beauftragt ist. Eine Constituante soll einberufen werden, sobald die Umstände dies gestatten". Graf Palikao hatte, was die später einzuberufende Constituante betrifft, sich damit einverstanden erklärt.

Man bemerke wohl, daß alle diese Anträge, der von Thiers wie der der Regierung ebensowohl wie der von Jules Favre, sich bereits außerhalb der Verfassung bewegen. Des Kaisers, der sich gefangen gegeben hatte, der bereits auf dem Wege nach dem ihm vom Sieger angewiesenen Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel war, konnte natürlich vorerst nicht mehr gedacht werden. Aber auch die Regentschaft, an welche der Kaiser den Sieger auf die Frage, ob er über den Frieden zu unterhandeln wünsche, verwiesen hatte, wurde in den zur Schlußfassung vorliegenden Anträgen als nicht vorhanden mit Stillschweigen übergangen. Man las einmal, die Kaiserin habe, noch bevor sich der Gesetzgebende Körper zu seiner letzten Sitzung am 4. September Mittags vereinigte, ihren Rücktritt von der Regentschaft erklärt. Aber wir sind bis jetzt keiner Wiederholung oder Bestätigung jener Mittheilung begegnet; bis auf Weiteres erscheint sie uns daher als thatsächlich unbegründet. Der Gesetzgebende Körper ging in den zur Beschlußfassung vorliegenden Anträgen nicht nur über die verfassungsmäßig eingesetzte Regentschaft hinweg, er blieb auch nicht vor den für die Einführung von Verfassungsänderungen vorgeschriebenen Formen stehen. Die Frage, wie die hereinbrechende höchste nationale Gefahr am ersten beschworen werden könne, wer helfen und wie geholfen werden könne, drängte jede andere Erwägung zurück. In solchen furchtbaren Krisen erscheint leicht das, was als heilsam gilt, auch als gesetzmäßig und erlaubt. In dieser Stimmung war die Kammer im Begriff, aus einer sich selbst beigelegten Machtvollkommenheit heraus eine Zwischenregierung zu bilden, welche an das Steuerruder des vom wilden Sturme gefaßten Staatsschiffes treten sollte. Aber in den Augen der aufgeregten Straßendemokratie erschien der Gesetzgebende Körper, erschien namentlich die Mehrheit desselben nicht wie der rechte Retter in der Noth. Wie die Kammer ihrerseits im Begriffe war, im Drange der ungewöhnlichen Zeit über die eigne Kompetenz hinwegzuschreiten, so schritten — und keine Macht fand sich, die es hinderte — einige sich vorandrängende Volkshaufen über diese Kammer selbst hinweg. Zugleich mit der Proklamirung der Republik traten sämmtliche Abgeordnete von Paris — nur Thiers nahm nicht an — als provisorische Regierung unter dem Titel „Regierung der Nationalvertheidigung" ein, und wenige Tage später ward für den Oktober eine konstituirende Nationalversammlung ausgeschrieben. Auch Rochefort, aus seinem Gefängniß befreit, gehört also zu den gegenwärtigen Regenten Frankreichs. Doch ist nicht er es, sondern es sind die Favre, Arago und Gambetta, welche der provisorischen Regierung vorerst ihren Charakter geben. Die Demokratie des socialen Umsturzes steht — durch die Gefahren Frankreichs und durch den Nationalkampf vorerst noch mehr oder weniger in Schranken gehalten — im Hintergrund, die sogenannte honnete Republik steht noch im Vordergrund; ihre Häupter führen das Steuerruder des lecken Staatsschiffes. Es scheint sogar, daß Rochefort sich der Richtung der gemäßigten Republikaner vorerst anschließt und die wilden socialen Pläne aufgegeben oder doch vertagt hat. Da die von ihm gegründete, besonders in den Vorstädten stark verbreitete „Marseillaise" die neue republikanische Regierung mit ihren Vorwürfen und Anklagen überhäufte, erklärte Rochefort, keine Beziehungen mehr zu dem Blatte zu haben, und tadelte seine Haltung. Im Augenblick lenken seine Redakteure im Angesicht der anschwellenden äußeren Gefahr wieder etwas ein. Aber Lyon scheint bereits der Schauplatz socialer Unruhen geworden zu sein.

Die Kräfte der provisorischen Regierung wurden natürlich bis jetzt fast vollständig durch die Sorge für die Vertheidigung von Paris und die Herbeiziehung von Mobilgarden und neu ausgehobenen Mannschaften aus den Departements in Anspruch genommen. Präfektenwechsel, Abschaffung des Zeitungsstempels und verschiedener anderer Napoleonischer Einrichtungen, sowie die Vertreibung der Fremden fallen so nebenbei ab. Die Bank hat ihre Baarvorräthe nach Toulouse gebracht, eine Regierungsdeputation, besonders zur weiteren Organisirung von Streitkräften außerhalb Paris ist nach Tours übergesiedelt, ebenso die Administration der Bank. Dorthin wollte sich anfangs auch das ganze diplomatische Corps begeben, indessen ist

ein Theil der Gesandten vorerst noch in Paris geblieben. Während der Kaiser, als er sich gefangen gab, Graf Bismarck erklärte, er selbst sei persönlich gegen den Krieg gewesen, aber er habe dem Druck der öffentlichen Meinung weichen müssen, möchte Favre, als Minister des Auswärtigen, das gestürzte Kaiserthum allein für den heraufbeschworenen Krieg verantwortlich machen. Er trennte in seiner ersten Manifestation Frankreich, er trennte vor Allem das zur Republik zurückkehrende Frankreich von dem, was dasselbe unter der Führung seiner bisherigen Regierung gethan. Die Folgen davon möchte er von seinem Vaterlande abwenden durch die Versicherung, die ganze republikanische Partei Frankreichs sei von Anfang an gegen den Krieg gewesen (?). Darum rief er: Frieden, wenn der Feind mit dieser Erklärung zufrieden, wenn er gegen Kriegskostenersatz abzuziehen bereit ist, aber Fortführung des Krieges bis aufs Aeußerste, wenn er mehr verlangt; nicht eine Scholle seines Bodens darf Frankreich abtreten, nicht einen Stein seiner Festungen. Diese Sprache findet ein lebhaftes Echo in der Brust der von neuen Hoffnungen auf den Sieg ihrer Sache erfüllten Republikaner Spaniens. Sie findet lauten Anklang bei jenen Demokraten Italiens, die eben noch mit der Regierung wegen ihrer vermutheten Hinneigung zu dem kaiserlichen Frankreich in Fehde lebten und nun mit ihren Sympathien von Preußen und Deutschland hinweg sich zu dem republikanischen Frankreich wenden. Garibaldi bietet „was von ihm übrig ist" der provisorischen Regierung Frankreichs zum Dienste an. Selbst ein Theil der socialdemokratischen „Arbeiter" Deutschlands hat sich bemüßigt gefunden, sich für die Gerechtigkeit der Favre'schen Anschauung auszusprechen und gegen das an Frankreich zu stellende Verlangen der Abtretung ehemals deutscher Länder zu protestiren. Aber damit endigt auch wohl so ziemlich die Liste der neuerworbenen hülfreich gesinnten Freunde Frankreichs unter der neuen republikanischen Firma. Es ist eine gar schwache Hoffnung, welches das hartbedrängte Land in seiner Noth auf diese Freunde setzen kann. Würde es auch gelingen, vom Königsschlosse zu Madrid und vom Kapitole Roms, gleichwie vom Stadthause in Paris die republikanische Fahne wehen zu lassen, und entschlössen sich dann auch die Schwesterrepubliken Spanien und Italien, dem republikanischen Frankreich Hülfsheere über die Pyrenäen und über den Mont Cenis zu senden, sie würden nach menschlicher Berechnung viel zu spät kommen. Zudem hat in Madrid noch Prim und Serrano, in Italien noch Victor Emanuel die Zügel in der Hand. Dieser hofft, indem er sein Heer den Römerzug hat antreten lassen, Herr zu bleiben über die innere Bewegung seines Landes und selbst die Einheit Italiens zu krönen. Gewiß hat er seine Neigung für Napoleon nicht auf die Herren Favre, Gambetta und Rochefort übertragen. Derselbe Zug, welcher in Italien jetzt die Linke von Deutschland ab- und Frankreich zuwendet, derselbe Zug stößt die Konservativen Italiens und das officielle Italien nunmehr von dem mit der Monarchie brechenden Frankreich ab. Es sind freilich auch organisirte Mächte, es sind die Vereinigten Staaten und die Schweiz, welche der provisorischen Regierung Frankreichs Wohlwollen entgegengebracht und sie officiell anerkannt haben. Es versteht sich das von diesen Republiken so ziemlich von selbst. Die Hoffnung aber, daß aus der Sympathie für die verwandte Staatsform eine Hülfe im Kriege oder eine wirksame Friedensintervention im Sinne der Favre'schen Ideen erwachsen werde, ging sehr schnell in Rauch auf. Dagegen sind die neutralen Großmächte Europa's, namentlich England, Oesterreich, Rußland seit deren Umsturz im Innern Frankreichs in ihren etwaigen Friedensvermittelungsbestrebungen offenbar sehr abgekühlt und mehr noch wie früher abgeneigt, sich unzeitig mit Wünschen und Anträgen, die den Kriegserfolgen nicht entsprechen, einzumischen. Zwar hat Thiers die Mission von der provisorischen Regierung übernommen, an den Höfen zu London, Wien und Petersburg für Frankreich zu wirken, wo möglich eine europäische Liga für die Friedensstiftung auf Grundlage der Integrität Frankreichs zu Stande zu bringen. Aber schon jetzt wird er sich auf seiner unternommenen Rundreise überzeugt haben, daß seine Mühe und Beredsamkeit vergeblich sein wird. Die meisten größeren Staaten verkehren mit der provisorischen Regierung Frankreichs noch nicht officiell, sondern nur officiös. Preußen an der Spitze der gegen Frankreich Krieg führenden deutschen Staaten betrachtet sie als nicht vorhanden und den gefangenen Kaiser vorläufig noch als den Souverän Frankreichs.

Zwei Fragen sind es, die sich zunächst bei dem Rückblick auf den in Paris vollzogenen Umsturz aufdrängen: bedeutet derselbe wirklich das Ende des Napoleonischen Kaiserreichs und, wenn dies der Fall, bedeutet er den Beginn einer republikanischen Aera für Frankreich? Die

erste Frage wird zu verneinen sein; viel zweifelhafter ist es, ob die zweite bejaht werden darf.

Das Kaiserreich Napoleon III. scheint uns in der That nicht bloß für kurze Zeit von der Fluth zurückgedrängt, sondern bleibend untergegangen zu sein. Der Kaiser hat allerdings noch nicht abgedankt, auch können binnen wenig Wochen Paris die Augen darüber aufgehen, daß die gegenwärtige Regierung die Leiden Frankreichs nur zwecklos vergrößert hat, und daß dieselbe, nachdem sie das niedergeworfene Frankreich nicht hat aufrichten können, auch am wenigsten geeignet ist, das Unvermeidliche beim Friedensschluß zu vollbringen und es in der am meisten schonenden Weise für Frankreich zu Stande zu bringen. Die außerordentlich schwierige Stellung der provisorischen Regierung offenbarte sich, als unmittelbar nach der Katastrophe von Sedan und der Ausrufung der Republik die meisten Orléansschen Prinzen, namentlich alle, welche früher im französischen Heere gedient hatten, nach Paris eilten und der Regierung der nationalen Vertheidigung ihre Degen zur Verfügung stellten. Die neuen Regenten Frankreichs waren ganz geneigt anzunehmen, daß mit dem Falle des Kaiserthums auch das gegen die Orléans erlassene Verbannungsdekret seine Kraft verloren habe. Dennoch nahmen sie die angebotenen Dienste nicht an, und drangen in die Prinzen, Paris und Frankreich schleunigst wieder zu verlassen, um die Schwierigkeiten der provisorischen Regierung und damit die Gefahren Frankreichs nicht noch zu steigern. Es ist dies den Prinzen in einer Weise insinuirt worden, daß sie dem gegebenen Rathe gleich einem Befehle Folge leisteten. Gewiß werden sich die republikanischen Elemente der provisorischen Regierung gesagt haben, daß ausgezeichnete Kriegsdienste der Orléansschen Prinzen, geleistet in diesen Stunden der höchsten Gefahr Frankreichs, in Paris die Neigung zur Restauration des Julikönigthums mächtig anregen können. Sie werden sich gesagt haben, daß der einflußreichste Mann des Tages, der an die Spitze der Nationalvertheidigung gestellte General Trochu, daß auch Kératry, der als Minister des Innern fungirt, im Grunde ihres Herzens mehr Orléanisten als Republikaner sein mögen. Auch begreift es sich, daß die Herren Favre, Gambetta, Arago, Rochefort und Andere keineswegs Lust haben, der Wiederaufrichtung eines Orléansschen Königsthrones selbst die Wege zu ebnen. Aber sie hatten noch ein anderes Motiv für den den Orléansschen Prinzen ertheilten Rath, ein solches, welches nicht aus dem Blick in die Ferne, sondern aus dem Drange des Augenblicks, aus den Schwierigkeiten ihrer gegenwärtigen Lage stammt. In die Mitte gestellt zwischen die besitzende Bürgerschaft und die socialistische Demokratie, fordert die provisorische Regierung mit jeder Hinneigung zu der letzteren das Mißtrauen und den Widerwillen der ersteren, dagegen mit Allem, was das Gepräge der Mäßigung trägt, den Zorn des socialen Radikalismus heraus. Schon jetzt hätte die Rücksicht auf den letzteren den gegenwärtigen Machthabern nicht erlaubt, die Orléansschen Prinzen in Paris zu lassen und ihnen einflußreiche Stellen im Heere anzuvertrauen. Die sociale Demokratie sieht nach wie vor in den Orléans, was sie auch thun und sagen mögen, die Freunde und Schützer des von ihnen instinktiv gehaßten, besitzenden Bürgerthums (des „Bourgeois"). Die Schwierigkeit der provisorischen Regierung, sich auf einer mittleren Linie zwischen diesen Gegensätzen zu bewegen, ohne die übernommene Aufgabe im Stich zu lassen, d. h. thatsächlich abzudanken, wird an dem gewiß nicht fernen Tage überwältigend werden, wo in Paris die Ueberzeugung allgemeiner wird, daß die Stadt nicht lange mehr gehalten werden kann, daß alle Anstrengungen Frankreichs nichts vermögen gegen die siegreichen Heere Deutschlands. Mit der Gefahr von außen wird bald in Paris der Druck des Terrorismus wachsen. Es kann dann ein Augenblick kommen, wo selbst ein Favre zu der patriotischen Entsagung geneigt wäre, trotz seiner feierlich abgegebenen Erklärungen*), seinen Namen unter einen Friedensvertrag zu setzen, welcher Frankreich neben einer großen Kriegskostenentschädigung eine Gebietsabtretung auferlegt. Aber er oder ein anderer Minister seiner Partei würde, sobald diese Absicht verlautete, von den socialistisch erregten Massen als Verräther gebrandmarkt. Der Feind im Innern könnte für die besitzende Bürgerschaft gefährlicher werden als der Feind vor den Mauern von Paris. Wohl möglich, daß die Besitzenden dann den Feind lieber in Paris als vor Paris sähen, und für einen Augenblick den Kaiser oder die Regentschaft zurückwünschten, um für Frankreich das Unvermeidliche zu thun. Wir wissen nicht, ob Graf Bismarck daran denkt, für einen solchen Fall den noch als Souverän Frankreichs aner-

*) Wir lesen eben das Rundschreiben Favre's vom 17. September. Darin stimmt er den Ton gegen früher bereits herunter, wenn er auch die Neigung zu Gebietsabtretungen noch nicht durchblicken läßt.

kannten Kaiser wieder ins Spiel zu bringen, statt in Paris zu warten, bis eine andere, von einer Constituante oder in anderer Weise eingesetzte Regierung das thut, was doch geschehen muß, wenn Frankreich wieder sein eigner Herr werden will. Wir wissen ebenso wenig, ob der Kaiser, um seine Dynastie zu retten, bereit sein würde, dieses Spiel mitzuspielen, gleichviel mit welchen Hintergedanken. Aber wir sind überzeugt, daß, wenn dies geschähe, damit doch das Kaiserthum Napoleons nicht wieder aufgerichtet sein würde, wenigstens nicht mit der Aussicht auf eine, wenn auch nur ganz mäßige Dauer. Man hätte eine politische Leiche galvanisirt und ihr für eine kurze Frist den Schein des Lebens gegeben, man hätte einen baldigen neuen Umsturz vorbereitet, nichts weiter.

Wir sagen dies, obgleich wir überzeugt sind, daß das Urtheil der Geschichte über Napoleon III., sowohl was seine Person als was seine Regierung betrifft, in vielen Stücken von den jetzt landläufigen Urtheilen abweichen wird. In vielen derselben liegt allerdings ein Stück Wahrheit, aber im Allgemeinen tragen sie das Gepräge einseitiger Befangenheit und der leidenschaftlichen Erregung der Zeit. Man muß nie vergessen, daß nach 1848 jene französische Republik, die nach Ablauf von 4 Jahren nicht einmal denselben Präsidenten wieder wählen durfte, vor stets neuen Stürmen erzitterte, daß das Volk im Ganzen befürchtete, unter dieser Staatsform der entbundenen gährenden Elemente nicht Herr werden, nicht Herr bleiben zu können, daß es aus dieser Staatsform heraus wollte. Man muß sich immer wieder die Frage vorlegen, was denn auf dem durch Revolutionen stets von Neuem umgepflügten Boden Frankreichs, wie Land und Leute gegenwärtig sind, dort überhaupt möglich ist, was Dauer und gute Früchte verspricht. Wenn man jetzt an einem Menschenalter oder wenigstens einem halben Menschenalter vorübergegangen ist, und man dann die Geschicke Frankreichs seit 1848 überschaut, wird man ein sicheres Urtheil darüber fällen können, ob, was die Regierung Napoleons III. für Frankreich bedeutete, tiefer stand als das, was es verdiente und was es tragen und vertragen konnte, oder ob es verhältnißmäßig das Beste war, was in der Zeit, in welcher wir leben und welcher wir entgegengehen, auf seinem Boden politisch möglich war. Darin aber wird gewiß das Urtheil der Mitwelt und der Nachwelt übereinstimmen, daß es einer der ärgsten Fehler Napoleons und zugleich der für ihn verhängnißvollste gewesen ist, daß er nach dem Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern von der spanischen Thronkandidatur den Krieg noch wollte, oder, wenn er ihn wirklich nicht gewollt hat, daß er Denen nicht widerstanden hat, die ihn gewollt haben.

Nichtsdestoweniger halten wir dafür, daß die Uhr des Napoleonischen Kaiserreichs abgelaufen ist, und daß es ein politischer Fehler wäre, mit demselben rechnen, auf seine Mitwirkung einen völkerrechtlichen Abschluß bauen zu wollen, sobald die provisorische Regierung ihre letzten Karten ausgespielt und verspielt haben wird und dann in sich zusammenbricht. Auch wenn es nicht ein gealterter, oft kränkelnder Kaiser wäre, der von den siegenden Heeren Deutschlands nach Paris zurückgeführt und wieder auf den Thron gehoben würde: sein Kaiserreich könnte doch nicht wieder errichtet werden. Es könnte nicht wieder Wurzeln schlagen, erhielte nicht wieder die Kraft, Frankreich zu leiten und ihm zu nützen, es würde die Beute der leichtesten Bewegung werden. Das Verhängniß, welches er über sich und über Frankreich heraufbeschworen, ist zu gewaltig, seine Folgen sind moralisch und materiell zu mächtig, greifen zu tief ein in das Heer, in alle Schichten des Volkes, in alle Interessen, die sich unter dem kaiserlichen Adler wohl geborgen glaubten. Es gibt eine Logik der Thatsachen, an welcher künstlich aufgestellte Pläne zerbrechen wie dünnes Glas an einem festen Stein.

Es ist eine ganz andere Frage, in welche Staatsform Frankreich zunächst gerathen wird in dem Kreislauf der Dinge, den es zu beschreiben bestimmt scheint. Wird eine neue Diktatur den Herrscherstab ergreifen, wird der Königsthron der jüngeren Bourbonenlinie wieder aufgerichtet werden, wird die gegenwärtige oder eine neue provisorische Regierung ein Zusammenwirken mit der ausgeschriebenen, konstituirenden Versammlung den Versuch der Republik erneuern? Letzteres ist möglich, da jeder andere Ausweg aus dem Wirrwarr auch gar sehr erschwert ist. Aber besonders wahrscheinlich ist es auch nicht. Das republikanische Pronunciamento im Pariser Stadthause hat diesmal das centralisirende Frankreich doch nicht in derselben Weise mit sich fortgerissen, wie schon einige Male ein von seiner Metropole ausgegangener revolutionärer Schlag. Es sind allerdings nur ein paar Städte, welche sich ausdrücklich dagegen erklärt haben; die meisten haben zugestimmt, aber mehrere derselben stellen sich mit ihrer improvisirten republi-

kanischen Organisation mehr neben die provisorische Regierungsgewalt, welche ein Pariser Volkshaufen für Frankreich eingesetzt hat, als unter dieselbe. Das platte Land schweigt und wartet. Sollte es auch wahr sein, daß mehrere tausend Mobilgarden aus Paris zurückgeführt werden mußten, weil sie die Republik nicht anerkennen wollten, so verlangt die noch vorherrschende Stimmung doch, daß man in der Noth des Augenblickes irgend einer gemeinschaftlichen Führung folgen muß, wäre es auch die, welche man am wenigsten wünscht. Diese Stimmung beherrschte auch die Versammlung der meisten Abgeordneten des Gesetzgebenden Körpers, welche nach Proklamirung der Republik und nach Versiegelung ihres Sitzungssaales noch einmal außerhalb desselben zusammengetreten waren. Unter dem Vorsitz von Thiers und auf seinen Rath ging man auf den vorgeschlagenen förmlichen Protest gegen den erfolgten Umsturz nicht ein, aber man stimmte noch weniger zu, sondern ging „mit Würde" auseinander, d. h. man verschob den Widerspruch wegen der äußeren Gefahren. Hätte die provisorische Regierung Aussicht, Frankreich glücklich aus diesen herauszuführen, oder ihm einen Frieden ohne Gebietsabtretung zu erringen, so möchte sie den Weg zu einer förmlichen Konstituirung der Republik leicht finden. Sie wird aber diesen Weg sehr schwer finden, da ihre Politik, d. h. der zweck- und erfolglose längere Widerstand Frankreich noch furchtbare Opfer auferlegt, Paris und seiner Umgebung vor Allem, und da sie Frankreich nöthigen wird, den Becher der Demüthigung noch mehr bis auf die Neige zu leeren, als es bei einem Friedensschlusse unmittelbar nach der Katastrophe von Sedan nöthig gewesen wäre.

Die nächste Zeit wird uns belehren, ob es mehr eine Mischung von Begeisterung und Leichtsinn oder eine Mischung von Begeisterung und heroischer Entschlossenheit ist, womit die Pariser Bevölkerung den kommenden Ereignissen entgegengeht. Richten wir, während wir dies erwarten, den Blick nochmals auf das zurück, was wir an bleibendem Gewinn für Deutschland nach außen und nach innen von dem Kriege erwarten.

Daß der Sieger fest entschlossen ist, für Deutschland Elsaß und einen Theil von Lothringen in Anspruch zu nehmen und die Grenzlinie nicht bloß mit Rücksicht auf die Sprachgrenze, sondern auch nach strategischen Gesichtspunkten zu ziehen, steht nunmehr fest. Dagegen scheint darüber, wer der Herr dieser Länder werden soll, in welcher Form sie in ein neu zu begründendes deutsches Gesammtstaatsleben eingeführt werden sollen, noch kein fester Plan an den entscheidenden Stellen gewonnen zu sein. In neuester Zeit vernahm man einige officiös klingende Stimmen, wonach weder die unmittelbare Einverleibung dieser Länder in Preußen, noch die Einverleibung derselben in die angrenzenden süddeutschen Staaten beabsichtigt werden würde. Dieselben würden vielmehr, so hieß es, unmittelbar unter das Bundesoberhaupt und die Bundesregierung gestellt, und die anliegenden deutschen Staaten — wie schon jetzt der Fall ist — bei der Verwaltung durch einzelne von ihnen zu bestimmende oder vorzuschlagende höhere Verwaltungsbeamte betheiligt werden. Dieser Zustand liegt ganz in der Natur der Verhältnisse, insofern es sich um eine provisorische Einrichtung für die Zeit bis zum Friedensschluß oder etwas länger handelt. In dieser Zeit ist ohnedies das Kriegsrecht der thatsächliche Souverän in jenen Gebieten. Wenn man aber mit dem angegebenen Auskunftsmittel den Grundgedanken für etwas Bleibendes, einen Plan für die Lösung der Frage angedeutet haben wollte, so läge dem eine bedenkliche staatsrechtliche Unklarheit zu Grunde. Man könnte allerdings eine Analogie aus der Zeit des heiligen römischen Kaiserreichs anführen wollen, in dem es neben der Hausmacht des Kaisers unmittelbare Reichsvogteien und andere unmittelbare Reichsgebiete gab. Allein damals war das innere Staatsleben nicht wie in dem heutigen modernen Staat entwickelt. Und dann paßt die Analogie aus mehr als einem Grunde nicht für die gegenwärtige oder für die neu zu schaffende staatsrechtliche Gestaltung Deutschlands. Würde Elsaß mit einem Theile Lothringens unmittelbares Bundesgebiet, so ständen dem Bundesoberhaupte und überhaupt der Bundesregierung alle diejenigen Hoheitsrechte daselbst zu, welche nach der Verfassung — sei es die des Norddeutschen Bundes, sei es die eines erweiterten Deutschen Bundes — der Centralgewalt bezüglich dem ihr zur Seite stehenden Bundesrath zukommen. Wer aber wäre der Inhaber jener Hoheitsrechte, die gar nicht zur Bundes- oder Reichskompetenz gehören, die den Einzelstaaten verbleiben? Denkt man sich das Bundesoberhaupt als den Inhaber derselben, so wäre die vorgeschlagene Einrichtung nichts Anderes als die Einverleibung mit Preußen unter einem falschen Namen. Denkt

man sich die Fürsten der angrenzenden Staaten als die Inhaber dieser Rechte, so wäre die Einrichtung gleichbedeutend mit der Einverleibung der fraglichen Gebiete in diese Staaten bei gleichzeitiger Unterordnung derselben unter die neue Reichs- oder Bundesgewalt innerhalb deren verfassungsmäßiger Kompetenz. Wollte man endlich den Vorschlag dahin verstehen, daß die Gesammtheit der im Bund vertretenen deutschen Fürsten rücksichtlich der inneren Landesverhältnisse der Souverän des wiedergewonnenen Gebietes werden, und daß sie die desfallsigen Hoheitsrechte kollektiv ausüben sollten, so wäre der Plan gewiß eine der monströsesten Erfindungen, auf welche man am grünen Tische gerathen könnte. Wir unsererseits haben dem über die Frage wegen Elsaß und Lothringen früher Gesagten kaum etwas hinzuzufügen.

Und nun noch ein Wort über den Abschluß der deutschen Frage. Der Gedanken, daß es eine Schmach wäre, wenn nach diesem Kriege der bisherige Riß zwischen Süd- und Norddeutschland fortdauerte, wenn Deutschland, welches die Saar-, die Mosel-, die Maas-, die Marnelinie mit kühnem Fuße überschritt, vor der Mainlinie stehen bleiben müßte, dieser Gedanken wird mehr und mehr lebendig im gesammten deutschen Volke, er wächst in die Breite und in die Tiefe namentlich auch in den süddeutschen Ländern. Auch die Regierungen beginnen zu erwägen, in welcher Weise an der Stelle des Norddeutschen Bundes eine bundesstaatliche Einheit für das ganze nichtösterreichische Deutschland herbeigeführt werden kann. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die einflußreichsten Staatsmänner die höchsten leitenden Gesichtspunkte vorurtheilsfrei erfassen und sich nicht durch Irrlichter schon beim Beginn ihres Weges aus der rechten Bahn bringen lassen, zum Nachtheil des Ganzen und zum größeren Nachtheil für die einzelnen Länder.

Kein Zweifel, in dem bisherigen Norddeutschen Bunde drängte die Entwickelung mehr und mehr in die centralistische Richtung. Es galt dies insbesondere von der Gesetzgebung auf dem Gebiete des Civil-, Verwaltungs- und Strafrechts, wovon ein Theil verfassungsmäßig zur Kompetenz des Bundes gehört. Man machte hier und da einen Anlauf, die Schranken der bestimmten Kompetenz zu durchbrechen, und wo die Verfassung einen Zweifel zuließ, ob etwas Landes- oder Bundessache sei, wählte man die Auslegung, welche einer Erweiterung der Centralgewalt am günstigsten war. Mehr noch, im Reichstage war jene Anschauung weit verbreitet und vielleicht von den einflußreichsten Männern vertreten, welche annahm, daß ohne eine centralistische Verstärkung der Schritt von einer theilweisen Einigung Deutschlands zu einer Gesammteinigung nicht mit Sicherheit unternommen werden könne. Viele fürchteten, daß, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten vor dem Abschluß einer solchen Entwickelung stattfinde, die föderativen und centrifugalen Elemente im Norddeutschen Bunde eine zu große Verstärkung erhalten, daß alsdann die Fügung des ganzen Gebäudes allmählig so lose werden würde, daß die große, für ganz Deutschland zu übernehmende Aufgabe gefährdet wäre. Einzelne Wenige sprachen öffentlich aus, was Viele dachten: zuvor eine Verstärkung der Centralgesetzgebung und der Centralregierung im Bunde, ferner der Durchbruch einer allgemeineren bundesfreundlichen Gesinnung im Süden Deutschlands und dann erst eine geographische Erweiterung des Norddeutschen Bundes. Der Zeitpunkt, mit welchem die Zollvereinsverträge gekündigt werden können, wurde vielfach als der entscheidende Wendepunkt betrachtet. Man glaubte, daß dann durch eine geschickte Benutzung des Druckes, den die materiellen Interessen auf die politischen Bestrebungen ausüben, eine Umgestaltung des öffentlichen Rechts Deutschlands in der eben bezeichneten Richtung herbeigeführt werden könnte. Diese ganze Richtung war bisher wesentlich genährt durch den Krieg von 1866, durch die einmal erfolgte politische Absonderung des deutschen Nordens, und durch die Stellung, welche die in Bayern und Würtemberg vorherrschende öffentliche Meinung dazu einnahm. Nunmehr hat der gemeinsame Krieg, der gemeinsame Sieg einen neuen Boden geschaffen. Dadurch ist im Norden die Neigung abgestumpft, statt dem Süden Deutschlands in föderativem Geiste entgegenzukommen, sich lieber selbst noch etwas centralistischer zu gestalten und auch die Südstaaten für solche centralistischere Gestaltung mürbe zu machen, oder allmählig mürbe werden zu lassen. Umgekehrt überwiegt jetzt in der Bevölkerung der Südstaaten der Einheitsgedanken die autonomistischen Triebe.

Um zu einem Abschluß zu kommen, der mehr ist als ein Eintagswerk, der die Zukunft eines großen Deutschlands wirklich sicher stellt, mag die norddeutsche und die süddeutsche Politik vor Allem klar sichten, dasjenige, was den Zielen, die man im Auge hat, wirklich frommt, und dasjenige, was ihnen nur scheinbar dient, in

Wahrheit aber entweder schließlich für das Gegentheil ausschlagen muß, oder doch nur von untergeordneter Bedeutung ist. Rücksichtlich Preußens erwähnen wir zunächst eine Frage, welche weit über die Bedeutung formeller Verfassungsparagraphen hinausreicht, wir meinen eine Revision seiner Annexionspolitik von 1866, die von Haus aus ein Zuviel oder ein Zuwenig war. Für eine Berichtigung dieser Politik fehlt allerdings jeder Anhaltspunkt rücksichtlich derjenigen Länder, deren Dynastien sich nach 1866 und namentlich beim Beginn des gegenwärtigen Krieges auf die Seite Frankreichs stellten, die wegen ihrer Wiedereinsetzung durch Napoleon mit diesem paktirt haben oder zu paktiren versucht haben. Dies liegt in der Logik der Thatsachen, wie man auch über solche Politik der vertriebenen Fürsten urtheile, ob man sie rücksichtslos verdamme, oder ob man Milderungsgründe dafür suche. Aber es gibt Fürsten, die es unter ihrer Würde hielten, die gewaltsame Entziehung ihrer Regierungs- oder Successionsrechte durch eine solche undeutsche Haltung zu erwiedern, welche in dem Kampfe, in dem wir stehen, mit den Waffen für die Sache des von Preußen geführten Deutschlands eingetreten sind. Es gibt dazu ein Land, welches 1866 Preußen einverleibte, obgleich es nicht gegen dasselbe in Waffen gestanden hatte, Schleswig-Holstein. Wir wissen nicht, welches die Antwort einer freigewählten Landesversammlung etwa in Nassau, namentlich aber in Schleswig-Holstein sein würde, wenn ihr, in dem Augenblick, wo der Süden mit dem Norden Deutschlands zu einem Bund oder Reich unter Preußens Führung zusammentreten wird, das Bundesoberhaupt die Frage vorlegte, ob das von ihr vertretene Land die Stellung einer preußischen Provinz oder die eines eignen Bundeslandes in dem neu geordneten Deutschland vorziehe. Es ist möglich, daß die alten, zäh festgehaltenen Neigungen und Ueberzeugungen vor dem Eindruck der großen Ereignisse dieser Tage zurückträten; es kann auch das Gegentheil stattfinden. Aber zwei Dinge stehen fest. Einigt sich das gesammte Deutschland in kräftiger Weise, so ist es für die Machtstellung Preußens in der That gleichbedeutend, ob sein König das schleswig-holsteinsche Heer im Kriegsfalle als König von Preußen oder als Bundesoberhaupt oder als Kaiser des neuen deutschen Reiches führt. Sodann, schon das Stellen der oben aufgeworfenen Frage, gleichviel wie die Antwort lautet, würde mehr wie etwas Anderes die Sorge zurückdrängen, ob der sich weiter ausdehnende hegemonische Bundesstaat für Preußen zuletzt nicht doch nur den Weg bedeute, auf welchem allmählig die Bundesländer zu preußischen Provinzen werden. Eine hochherzige Politik Preußens in der eben angegebenen Richtung würde als ein sicheres Unterpfand für das Gegentheil aufgefaßt werden und die hier und da vorhandene Abneigung gegen eine vollkommen genügende Ausstattung der Centralgewalt des neuen Deutschlands besiegen helfen. Und dies wäre doch auch ein realer Gewinn für Preußen wie für Deutschland.

Was den Inhalt der Verfassung betrifft, so wird, wenn die Mainlinie fällt, es noch mehr als jetzt nöthig sein, die eigentlich nationalpolitischen Rechte des Bundes von den in die Rechtsgesetzgebung und in die Verwaltung eingreifenden Befugnissen desselben zu unterscheiden. Man kann auf letzterem Gebiete den Bund beschränken und die Autonomie der Einzelstaaten weniger berühren, wenn nur auf dem ersteren seine Kompetenz voll genug ist. Einheit des Rechts, eine einheitliche Ordnung vieler gemeinnütziger Einrichtungen sind an und für sich sehr beachtenswerthe Zwecke. Aber sie werden bei dem Zug unserer Entwickelung, bei der Macht der materiellen Interessen, zum großen Theile, auch ohne die zwingende formelle Einheitsform durch Verständigung und Vertrag erreicht werden, nur etwas langsamer. Und dann ist gerade dies das Feld, für welches es eine Wahrheit ist, daß Staaten wie Bayern, wie Sachsen, Würtemberg groß genug sind, Vieles für sich zu thun, was jetzt mit Rücksicht auf eine Reihe kleinerer Staaten als Bundessache behandelt wird. Bei dem Maß, wie weit man in dieser Beziehung gehen soll, wird man auf den Eintritt größerer Staaten, namentlich eines Staates wie Bayern billig Rücksicht nehmen müssen.

Die Ereignisse prägen — dies ist zur feststehenden Thatsache geworden — dem deutschen Nationalstaat die Form des hegemonischen Bundesstaates, d. i. den gemischten Charakter von Oberhoheitsstaat und wirklichem Bundesstaat auf. Darin kann unstreitig ein mehr oder minder bedeutendes föderatives Element aufgenommen sein. Es ist der naturgemäße Wunsch der Regierungen in den Preußen sich anschließenden Einzelstaaten, namentlich der noch außerhalb des Norddeutschen Bundes stehenden, daß dieses föderative Element nicht zu eng bemessen, vornehmlich daß es für alle Zukunft vor der unitarischen Ueberfluthung gesichert werde. Ist Letzteres überhaupt möglich, so gibt es nur einen

Weg: Freigebigkeit gegen das Ganze in den wenigen Stücken, welche den Kern des gemeinsamen nationalpolitischen Lebens unserer Nation bilden, strenge Abgrenzung derselben von den übrigen Theilen des inneren Staatslebens, welche den Inbegriff der Staatenautonomie zu bilden haben, Entscheidung von Kompetenzzweifeln zwischen Staat und Reich durch einen gemeinsam gebildeten Staatsgerichtshof. Unter den wenigen Stücken, welche den Kern unsres gemeinsamen nationalpolitischen Lebens bilden, verstehen wir: deutsches Bürgerrecht, einheitliche Vertretung nach außen, einheitliche Flotte, für das Landheer im Frieden eine gesetzliche einheitliche Organisation, aber rücksichtlich der Verwaltung und Führung einen etwas größeren Spielraum für einzelne Staaten, als es jetzt der Fall ist, im Kriege selbstverständlich einheitliche Führung, handelspolitische und Zolleinheit, daneben wo möglich ein auf eigne Einnahmen und Erhebungen statt auf Matrikularbeiträge gegründetes Reichsbudget. Im Gegensatz zu dieser Auffassung glauben Viele das föderative Element am besten zu bestellen und die „Selbständigkeit" der Einzelstaaten für alle Zeit sicher zu stellen, wenn sie in diesen Stücken nur verklausulirte und halbe Zugeständnisse machen, einen Theil davon den Einzelstaaten zurückbehalten, dagegen der Reichs- oder Bundesgewalt auch einen Theil desjenigen inneren Staatslebens überlassen, welches allenfalls der Staatenautonomie allein zufallen kann, vorbehaltlich besonderer vertragsmäßiger Regulirung der einschlagenden Fragen zwischen Preußen und den Staaten etwa, welche nicht einmal eine Million Einwohner zählen. Verhängnißvoller Irrthum! Der erste Weg allein kann zur allgemeinen nationalen Befriedigung, zu einem Abschluß der unitarischen Bewegung, zu einem sich regelnden Gleichgewicht zwischen Staat und Reich (oder Bund) führen. Der letztere Weg wird es nie. Die halben nationalen Zugeständnisse werden der unitarischen Bewegung nur die Mittel geben, allmählig mehr und mehr zu wachsen. Dann wird eine Zeit kommen, wo die Zugeständnisse nicht mehr genügen, welche jetzt einen Abschluß bringen, und das Ringen der Parteien vornehmlich auf das Feld der Freiheits- und der socialen Fragen verweisen können. Ist man da angekommen, so wird auch derjenige Theil des deutschen Föderalismus, der jetzt gesichert werden kann, im Drange der Zeit untergehen oder verstümmelt werden. — Als im Februar 1849 das Frankfurter Parlament in seiner Mehrheit sich der bundesstaatlichen Einigung unter preußischer Spitze zuneigte (die Verfassung war noch nicht definitiv abgeschlossen), protestirte auf Antrag des Abgeordneten Müller die ganze zweite bayerische Kammer gegen ein solches Aufgehen Bayerns in Preußen. Vor dem Kriege von 1870 und nach dem Siege der „patriotischen" Partei würde die Minderheit, d. h. fast die Hälfte der Kammer unzweifelhaft dem zugestimmt haben, wogegen 20 Jahre früher die ganze Kammer sich auflehnte, vorausgesetzt, daß es ernstlich und mit Aussicht auf Erfolg in Frage gekommen wäre. Solche Dinge sind ein Gradmesser für die Bewegung der Geister und deuten die Zukunft.

Wollte man nach den eben entwickelten Gesichtspunkten die Vorschläge prüfen, welche vor wenigen Tagen (Allg. Zeitung Nr. 260: „Die Frage der Einigung") in Beziehung auf den Abschluß der deutschen Frage und die Stellung Bayerns öffentlich in einer konkreten Form und in einer Weise gemacht wurden, daß man darin mehr als eine bloße Privatarbeit zu erkennen glaubte, so würde man einem Theil derselben zustimmen, einen andern Theil aber um so entschiedener verwerfen müssen, u. a. die Bestimmung, welche verlangt, daß die Fortbildung einer gemeinsamen deutschen Verfassung in alle Zukunft ausschließlich dem Dafürhalten des Königs von Bayern untergeordnet sein soll. Dieser Gedanken ist so ausgedrückt: „Vorschläge auf Abänderung der Verfassung gelten auch bei Annahme durch zwei Dritttheile des Bundesraths als abgelehnt, wenn sich Bayern in der Minderheit des Bundesraths befindet". Dies ist etwa der Standpunkt, welchen 1863 der König von Hannover gegenüber der dem Frankfurter Fürstentag gemachten Vorlage einnahm. Vielleicht findet sich Gelegenheit, auf diese Fragen konkreter, die Verfassung des Norddeutschen Bundes in der Hand, zurückzukommen. Heute schließen wir mit der Bemerkung, daß man bei dem Abschluß der deutschen Frage auch die Bedeutung richtiger, sich leicht einbürgernder und weithin verständlicher Benennungen nicht unterschätzen mag. Deutsches Reich klingt besser als Deutscher Bund, und ein Deutsches Kaiserthum als Sammelpunkt eines vielverzweigten Sonderstaatslebens und als der Führer desselben in den großen gemeinsamen nationalen Fragen ist ein bezeichnender Gegensatz zu dem romanischen Cäsarenthum. Im Felde ist dies Kaiserthum eigentlich schon fertig; es gilt nur, es auch politisch in dem besseren Geiste unsrer Zeit aufzurichten. Namen und Farben sind im Staatenleben nie die Hauptsache, aber sie sind immer etwas. v. Wydenbrugk.

J. von Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland. II. Es hatte nicht bloß den Anschein, — man konnte sogar sehr viele Gründe dafür aufzählen, daß der von der Kurie und den Jesuiten ausgesonnene Feldzugsplan wider die modernen und zu Gunsten der ultramontanen Staatsideen rasch zu einem glücklichen Ende führen werde. In Rom zweifelte Niemand an der unbedingten Willfährigkeit des Episkopats; man schätzte zu Rom in Bezug auf die eigenen Ziele ganz richtig die hohe Bedeutung eines weit verbreiteten religiösen Indifferentismus; auch dafür, daß eine etwaige Opposition seitens der Regierungen von keinem nennenswerthen Belange sein werde, gab es mehr als einen Anhaltspunkt in der Geschichte. Wahrlich, schon die Konkordatsverhandlungen boten der Kirche nichts dar, was einen ernsten Widerstand von staatlicher Seite zu befürchten Veranlassung hätte geben können. Eine Seite aber hatte man zu Rom sicherlich unterschätzt — die aus dem Studium der Geschichte erwachsende Ueberzeugung; ja man hatte gerade wegen dieser Unterschätzung durch leichtfertige Angriffe auf die Wissenschaft und auf ihre Stellung innerhalb der Kirche die Gelehrten-Opposition herausgefordert. Namentlich gelang es den Jesuiten und Kurialisten durch ihre maßlosen Anfechtungen einen Mann von eminenter Gelehrsamkeit geradezu in die Erkenntniß seiner Lebensaufgabe hineinzunöthigen und ihn zu zwingen, endlich einmal, statt nach außen hin, nach innen hinein gegen die Gegner der kirchlichen Katholicität, d. h. des apostolisch-katholischen Geistes der Kirche die Waffen der historischen Kritik zu kehren. Wir meinen J. v. Döllinger.

Es wurde bereits angedeutet, daß sich die ultramontane Opposition wider den neuerwachten historisch-kritischen Geist der deutschen Wissenschaft auch auf München und Tübingen ausdehnte; die theologischen Fakultäten daselbst waren insbesondere in ihren hervorragendsten Mitgliedern den ärgerlichsten Angriffen ausgesetzt. Man scheute nicht zurück, zu puren Verdächtigungen zu greifen, nachdem mit wissenschaftlichen Argumenten der deutschen Gründlichkeit nicht beizukommen war. Kuhn und Hefele, Döllinger und Michelis wurden proskribirt, und dasselbe Schicksal war sicherlich allen zugedacht, welche in der Kirche und für dieselbe wirkten, ohne mit den Schlagwörtern der neuscholastischen Schule zu beginnen und zu enden. Namentlich in Bezug auf die Münchener theologische Fakultät wurde es von Seite der romanistischen Partei ein unermüdliches Geschäft, von einer neuen theologischen Schule zu reden, und so Männer wie Döllinger, Haneberg, Reithmayr, deren man sich bisher in katholischen Kreisen mit gerechtem Stolz bewußt war, als zweifelhafte katholische Lehrer zu verschreien. Wie man den Lebensabend des hochbetagten Günther mit der Verwerfung dessen, was er zum Heil seiner Kirche mit unverdrossenem Eifer und unermüdetem Fleiß geschaffen zu haben glaubte, noch verdüsterte, — in gleicher Weise gestaltete sich der Dank für Döllinger, der sein ganzes an wissenschaftlichen Thaten reiches Leben nur dem Dienste seiner Kirche geweiht hatte, der immer in der ersten Reihe gestanden, wenn es ihre Sache zu führen galt, dessen Ruf ein europäischer war und ist, und zu dem die meisten gelehrten Theologen des katholischen Deutschlands als zu ihrem Lehrer verehrend emporschauen. Den Intriguen gegen die Münchener theologische Fakultät, sowie der immer mehr um sich greifenden Internirung der Theologiestudirenden an bischöflichen Anstalten gelang es, die Frequenz derselben seit Jahren immer tiefer herabzudrücken; ja es kam sogar dahin, daß man (z. B. von Seite des Regensburger Bischofs) den Besuch der Hochschule an den Kandidaten sogar mit Strafen ahndete.

Von allen Seiten, insbesondere unter den Gelehrten, erhob sich in Deutschland wider die Tendenzen und Verunglimpfungen der Romanisten eine mächtige Opposition, nirgendwo aber mächtiger und nachhaltiger als in München, wo Döllinger sich befand, der von Anfang an, sobald sich nur die ersten direkten Stöße gegen die Uebergriffe und Auswüchse verspüren ließen, welche durch einen überquellenden Papismus und Jesuitismus in die Kirche gekommen waren, vom Volksmund als der intellektuelle Urheber bezeichnet wurde. Die Stellung desselben zum Ultramontanismus konnte eben Niemandem, der die Augen offen behalten, zweifelhaft sein; denn seine Anschauungen über Kirchenstaat und Papstthum waren, wie seine Vorträge im Jahre 1861 und sein Buch der Papstfabeln nicht verkennen ließen, den jesuitischen Lehren nicht günstig und ebenso ungünstig seine Ansicht über die Bedeutung der Wissenschaft und deren Stellung in der Kirche. Er verhehlte dies nicht in der Versammlung der katholischen Gelehrten Deutschlands (1863); er sprach dies nochmals in seiner Rektoratsrede vom 22. December 1866

aus. Nachdem er der Theologie die Aufgabe gestellt, daß sie nicht bloß den übrigen Wissenschaften als Grundlage und als Schlußstein dienen, sondern auch weitherzig genug sein und auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzen müsse, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unserer Fakultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaumes als ihr Eigenthum hinzunehmen, und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern, — fährt er fort: „Wehe ihr und wehe ihren Jüngern, wenn die Theologie wie ein nervenschwaches Weib sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr, oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen unbequeme Ergebniß der Geschichte zurückwiese als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Konstitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, daß ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in ihrer höchsten Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwerthung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt ....."

Die nächste Veranlassung zum Ausbruche des Kampfes selbst gab das Verhalten des bayerischen Kultusministeriums in der sogenannten Speyerer Seminarfrage und bei Gelegenheit einer Professur-Vakatur an der theologischen Fakultät zu Würzburg. Im ersteren Falle handelte es sich um das Verhältniß von Staat und Kirche zur Schule, im letztern um die Klarlegung der Disharmonie zwischen dem Geiste der jesuitisch-romanistischen Lehre und Lehrweise und dem Geiste der modernen Staatsideen. Was die Speyerer Seminarfrage betrifft, war der Vorgang folgender. Das Seminar hatte bis 1864 einen einjährigen Kurs für die praktische Ausbildung der Seelsorger-Kandidaten zu ihrem Berufe; das theologische Studium mußten die Theologie-Kandidaten an irgend einer Universität frequentiren. Der Bischof betrachtete dies als einen Uebelstand und beschloß, mit dem Wintersemester 1864/65 ein zwei Jahreskurse umfassendes theologisches Studium in seinem Seminar selber zu errichten und zu eröffnen. Hiegegen nun hätte das Ministerium nichts einzuwenden gehabt, wenn sich der Bischof dazu verstanden hätte, nur in Uebereinstimmung mit der Staatsregierung die Professuren zu besetzen und mit denselben die Vortheile der an den Staatsanstalten üblichen pragmatischen Rechte zu verbinden, wogegen sich der Staat anheischig gemacht hätte, die Besoldung der nöthigen Professoren zu bestreiten. Aber ein Bischof, der in unseren Tagen noch die mittelalterlichen Prätensionen der Kirche dem modernen Kulturstaate gegenüber als göttliches Recht und das Tridentiner Seminardekret, welches nach Form und Inhalt hin den mönchischen Geist der Kirche protegirt, als kanonische Norm festhält, konnte ja sich gerade darauf nicht einlassen. Von diesem kirchlich-excentrischen Standpunkte aus ist nämlich jegliche Beschränkung eines Bischofs in der Bestimmung dessen, was auf die Ausbildung der Kleriker — auf die willkürliche Ein- und Absetzung der Lehrkräfte, auf Disciplin, Methode und Lehre — Bezug hat, eine schwere Verletzung göttlicher Rechte der Kirche. Wer sollte nun nachgeben? Gewiß Der, der von einem überwundenen Standpunkte aus den immer mächtiger werdenden Geist der Zeit regieren möchte; denn Dem ist nicht mehr zu helfen, der unsere Zeit nicht verstehen kann und will. Der Geist der Zeit hat eine Entwicklung genommen, welcher die Kirche zu Rom fern geblieben; aber der Staat wenigstens hatte zum Heile der reinen Menschlichkeit und der wahrhaften „Katholicität" des Christenthums eine Entwicklung genommen, auf deren Stufe derselbe das Wohl seiner Glieder allseitig ins Auge fassen muß. Und dieser Staat hat nun und gerade deshalb die heiligste Pflicht, alle Faktoren seines Lebens so im Gleichgewicht zu halten, daß sie sich gegenseitig und auch das Ganze mit fördern; er hat vor Allem die Aufgabe, dem Grund- und Eckstein seines Gedeihens, der Volkserziehung und Volksbildung, das sorgsamste Augenmerk zuzuwenden. Wenn demnach die bayerische Staatsregierung in einer Forderung, wie sie der Bischof von Speyer an dieselbe stellte, bei dem dermalen noch bestehenden engen Verhältnisse von Staat und Kirche eine tiefe Schädigung nicht bloß der theologischen Studien, sondern auch seiner eigenen Interessen sah, so war sie sicherlich auf der besten Fährte, und sie konnte in der That zur Wahrung ihrer Selbständigkeit gegen die Uebermacht kirchlicher Einflüsse innerhalb der staatlichen Sphäre selber nichts Besseres thun, als unterm 17. August 1864 das Vorhaben des Bischofs als ein verordnungswidriges und mit den verfassungsmäßigen Bestimmungen nicht in Einklang zu bringendes, unter jeder Voraussetzung unstatthaftes Unternehmen zu bezeichnen und zu verwerfen und im Widersetzungsfalle Zwangsmaßregeln in Aussicht zu stellen. Trotzdem eröffnete der Bischof am 1. Nov. in seinem Seminar den vollen theologischen

Kursus; dagegen remonstrirte das Ministerium vorerst durch eine Verordnung, dahin gehend: es sollen die in dieser Anstalt gebildeten Priester dereinst keinen Anspruch auf den Tischtitel, noch auf die königl. Präsentation auf die Pfarreien haben, — sodann durch polizeiliche Schließung der Anstalt (unterm 26./28. November 1864), obschon der apostolische Nuntius zu München bereits unterm 3. d. M. gegen ein derartiges Verfahren protestirt hatte und die ultramontane Presse für Nuntius und Bischof energisch in die Sturmtrompete blies.

Einen weiteren, wohl ebenso intensiven Schlag versetzte dem Ultramontanismus um dieselbe Zeit ein Vortrag, den derselbe bayerische Kultusminister, v. Koch, vor Sr. Majestät dem König Max II. bei Gelegenheit der Wiederbesetzung einer in Erledigung gekommenen Professur an der theologischen Fakultät in Würzburg hielt. Wie bereits angemerkt, war (um 1852) die theologische Fakultät in Würzburg im Sinne der Jesuiten reformirt worden, wobei leider die bayerische Staatsregierung ruhig zugesehen hatte. In richtiger Erkenntniß der Zeitlage bevorwortete v. Koch die Berufung eines Theologen von deutscher Bildung und motivirte diesen Antrag vorzugsweise dadurch, daß die Jesuitenzöglinge des Collegium germanicum in Rom einerseits einen ungenügenden Unterricht in der Theologie erhielten, indem dort namentlich die biblischen und kirchenhistorischen Studien vernachlässigt seien, andrerseits aber von ihren Lehrern angeleitet würden, in kirchlich-politischer Beziehung für das System der römischen Omnipotenz und straffen Centralisation zu wirken, dem Jesuitenorden allerwärts die Wege zu bereiten, und auf solche Weise überhaupt die sogenannten ultramontanen Tendenzen zu fördern. Ein solcher Vortrag war allerdings dazu angethan, die Absichten dieser Partei auf Lehrkanzeln und Bischofsstühle zu kreuzen; — was Wunder darum, daß der Vortrag, als er (durch Zufall?) in die Hände der Partei kam, und was mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung stand, einen heftigen, pamphletartigen Angriff erfuhr, von welchem die bedeutendsten katholischen Organe nur mit Entrüstung Notiz nahmen. Es erschien die Broschüre „Zur Belehrung für Könige. Ein Vor- und Nachwort zu einem Vortrage des weiland königlich bayerischen Kultusministers Nik. v. Koch vor Sr. Majestät dem König von Bayern über Ultramontanismus, Romanismus, Scholastik, deutsche Wissenschaft, das deutsche Kollegium in Rom und die theologische Fakultät in Würzburg. Zugleich ein Beitrag zu einer Charakteristik des verstorbenen und zur Ehrenschuld des künftigen Kultusministers von Bayern (Leipz. 1866)". Von welch sittlich-religiösem Geiste der oder vielmehr die Verfasser durchdrungen waren, beweist wohl schon das eine Charakteristikum zur Genüge, daß sie die Geheimkünste, wodurch sie sich in den Besitz des Aktenstückes zu setzen wußten, die „Wege einer höheren Vorsehung und Gerechtigkeit" nannten. Sie fanden desgleichen die Verdächtigungen, mit denen sie die wissenschaftlichen Arbeiten und die ganze Richtung der Theologen von deutscher Bildung als antikirchlich hinzustellen suchten, sowie die Verleumdungen, die sie auf das Privatleben der ihnen widerwärtigen Persönlichkeiten häuften, nicht im mindesten bedenklich. Der Zweck heiligte ihnen eben die Mittel! Und richtig bemerkten die „Kölner Blätter" damals, daß schon die Existenz des Pamphlets hinreiche, um alle die Vorwürfe zu bestätigen, welche selbst die Besten gegen die „Taktik" sehr vieler aus einer bekannten Schule erheben.

Ueber diese Broschüre erfolgte nun von München aus, und zwar durch die Feder eines gründlichen Kenners des alten und neuen Jesuitismus eine vernichtende Kritik. Sie erschien in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (1867, 12. März u. f.), in welcher von nun an zur großen Indignation der ultramontanen Parteiführer eine Reihe oppositioneller Artikel folgte, und deckte rücksichtslos alle die Schädigungen auf, welche die deutsche Wissenschaft bereits durch die Pionniere des Ultramontanismus erfahren und auch fernerhin noch zu gewärtigen haben wird. „Dieses Pamphlet — sagte der Verfasser — ist kein isolirtes Ereigniß, sondern hängt mit einer ganzen Reihe von Vorgängen zusammen, die alle nach dem gleichen Ziele steuern, nämlich nach der Unterdrückung des wissenschaftlichen Geistes innerhalb des Katholicismus, nach der Aufrichtung einer todten Autorität, welche die Ideen des Jahrhunderts durch disciplinären Zwang und Gewaltmaßregeln bekämpfen will." Dies erhärtete er einerseits aus der Kampfweise der „Neuscholastiker" wider den historischen Kriticismus der theologischen Wissenschaft, welche Kampfweise unverkennbar sei, seitdem der Jesuitenorden sich einigermaßen wieder von der Niederlage erholt habe, welche er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf politischem, religiösem und pädagogischem Gebiete erfahren. Anderer-

seits zeigte er durch Citate von Aussprüchen der „Civiltà" und des Mainzer „Katholik", daß ein nach solchen Lehren gebildeter Klerus unserem ganzen Zeitbewußtsein verständnißlos und feindlich gegenüberstehen müsse, daß unheilvolle Konflikte zwischen Kirche und Staat nur die unausbleiblichen Folgen dieser Grundsätze sein könnten. Man könne in einer Erziehungsweise nach dem Tridentiner Seminar-Dekret ebenso wenig wie in dem auf die Spitze getriebenen Thomismus, sei es in der Theologie, sei es in der Philosophie, das Hegen und Pflegen einer geistigen Sklaverei verkennen. Endlich wies der Verfasser auf die kirchlich-politischen Tendenzen des Ordens hin, die ja in der Encyclica vom Jahre 1864 und im beigegebenen Syllabus solch prägnanten Ausdruck erfahren haben und in der Vertheidigung der päpstlichen Unfehlbarkeit zum Abschluß kommen würden. — Es ist wohl selbstverständlich, daß ein solch geharnischter Artikel das größte Aufsehen machte; denn Niemand zweifelte, daß derselbe nicht bloß zur Ehrenrettung eines einzelnen Mannes geschrieben war.

Nicht minder einschneidend und dieselbe intellektuelle Urheberschaft verrathend waren die Artikel über die spanische Inquisition und über Pater Arbues. Sie wurden durch die aller Humanität Hohn sprechende Kanonisation des grausamen Ketzerrichters Arbues veranlaßt, um ein kirchliches System zu charakterisiren, welches in unseren Tagen noch mit dem barbarischen Geiste des Inquisitionszeitalters sich als solidarisch verbunden dokumentirte. Es ist nicht bloß ein Schaudergemälde, welches diese Artikel entrollen, und in welchem wir unter dem Einfluß der Inquisition und des damit zusammenhängenden politischen und kirchlichen Systems ein ganzes Volk rasch dem politischen, nationalökonomischen, religiös-sittlichen und wissenschaftlichen Verfall entgegeneilen sehen; es deckt auch durch historische Kritik den Leichtsinn auf, mit welchem die damalige Welt in frommer Einbildung sich selbst betrog, Wunder annahm, glaubte und bezeugte — selbst da, wo ihr Vorhandensein nichts als eine Ironie oder Humoreske auf das wahre Christenthum gewesen wäre.

Der Kanonisationsakt des Pater Arbues und die mit ihm zusammenhängende Glorificirung der blutigen Inquisition würde, wenn er eine isolirte Thatsache gewesen, wohl im Großen und Ganzen nur die Lachmuskeln gereizt haben; aber das Vorgehen in dieser Sache war nur ein einzelnes Glied einer großen Kette, und es hatte hiebei weniger die Materie als die Form Bedeutung. Denn wäre es nicht darauf angekommen, die Obedienz für das Triumvirat des Papstes, der Kurie und der Jesuiten und die geistige Akkommodationsfähigkeit der Bischöfe für die romanistischen Absichten ihrem Grade nach zu erproben, — bei der Unzahl von Heiligen, mit welchen die römische Kirche bereits beglückt ist, würde sie wahrlich nicht sich um eines Heiligen bloßgestellt haben; auch dadurch hätte sie sich wahrscheinlich nicht bestimmen lassen, daß Arbues selber schon ihr vor fast 4 Jahrhunderten durch einen Boten hat Nachricht geben lassen, er hoffe und harre auf seine Heiligsprechung. Erst wenn der Akt in diesem Geiste erfaßt wurde, verdiente er die harte, historisch-kritische Abweisung.

Die Folge dieser Alles begutachtenden Obedienz der Bischöfe, wie sie sich seit einer Reihe von Jahren und namentlich bei Gelegenheit der Dogmatisirung der Conceptio immaculata Mariae, der Veröffentlichung des Syllabus, der Feier des Centenariums Petri aufs eclatanteste gezeigt hatte, trat alsbald und zwar darin zu Tage, daß die Jesuiten nunmehr mit den Absichten, welche das Triumvirat vom vatikanischen Koncil realisirt zu sehen hoffte, offener hervortraten. In der Bulle „Aeterni Patris" stand natürlich nichts von ihnen, der Papst und seine Kurie wußten — nach officiösen Betheuerungen — nichts von denselben! Es fiel ihnen gar nicht ein, das kommende Koncil zur Dogmatisirung der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes zu drängen! Nur die Jesuiten — und nicht einmal die Jesuiten, nur die „Civiltà cattolica" und andere jesuitische Preßorgane — arbeiteten, den bereits in der katholischen Kirche zur Gewohnheit gewordenen Papismus und Jesuitismus auf dem nächsten Koncil durch konciliarische Sanktion kanonisch-dogmatisch zu machen! Natürlich ganz auf eigene Faust muthete schon unterm 15. Juni 1867 die „Civiltà cattolica", das Lieblingsblatt Pius' IX., den Katholiken folgende in einem Gelübde bestehende Andacht zu:

„An den heiligen Apostelfürsten Petrus.

„Von dem Wunsche beseelt, Dir und in Dir Deinen Nachfolgern auf dem apostolischen Stuhle einen besonderen Tribut von Andacht darzubieten, um einestheils Dich und die Kirche schadlos zu halten für die dem römischen Stuhle erwiesenen Beleidigungen, und um andererseits mich selbst zu einer größeren Verehrung desselben zu verpflichten, gelobe ich (N. N.) unter allen Umständen, selbst wenn ich mein Blut dafür vergießen müßte, an der bereits schon

allgemein unter den Katholiken verbreiteten Doktrin festzuhalten, der gemäß der Papst, wenn er durch seine Autorität, als allgemeiner Lehrer, und wie man zu sagen pflegt, ex cathedra, erklärt, was man in Sachen des Glaubens und der Sitten festsetzt, unfehlbar ist, und daß folglich seine dogmatischen Dekrete unabänderlich sind und im Gewissen verpflichten, selbst ehe die Zustimmung der Kirche erfolgt ist ....."

Und unter dem 6. Februar 1869 läßt sich dieselbe Zeitschrift aus Frankreich schreiben (vergl. Köln. Volksztg. vom 14. Februar): „Die liberalen Katholiken fürchten, das Koncil möchte die Doktrin des Syllabus und die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes verkündigen; sie geben dabei aber die Hoffnungen nicht auf, das Koncil könne gewisse Sätze des Syllabus in einem ihren Ideen günstigen Sinn modificiren oder interpretiren, und die Frage von der Unfehlbarkeit werde entweder nicht angeregt oder nicht entschieden werden. Die eigentlichen Katholiken (d. i. die große Mehrheit der Gläubigen) haben die entgegengesetzten Hoffnungen. Sie wünschen, das Koncil möge die Doktrinen des Syllabus promulgiren. Es könnte dabei allenfalls das Koncil die im Syllabus negativ gefaßten Sätze positiv und mit den nöthigen Entwicklungen aussprechen und dadurch die Mißverständnisse vollkommen beseitigen, welche noch bei einigen bestehen. Die Katholiken werden die Proklamirung der dogmatischen Unfehlbarkeit des Papstes mit Freuden aufnehmen. Niemand verkennt, daß der Papst selbst nicht geneigt ist, hinsichtlich eines Satzes, der sich direkt auf ihn zu beziehen scheint, die Initiative zu ergreifen. Man hofft aber, daß die einmüthige Kundgebung des heiligen Geistes durch den Mund der Väter des Koncils die Unfehlbarkeit des Papstes durch Akklamation definiren wird ....."

In einem der folgenden Hefte der „Civiltà" wurden in einer Korrespondenz aus Belgien ähnliche oder dieselben Wünsche den dortigen Katholiken in den Mund gelegt. Und was inzwischen unter der Hand für diese Zwecke von Seite der geistlichen Papst-Miliz geschehen, davon zeugen schon folgende andeutende Notizen. Es wurde von Seiten der Jesuiten direkt und indirekt die Gründung von Kongregationen ins Werk gesetzt, welche sich verpflichten, sowohl an der päpstlichen Unfehlbarkeit als einem Glaubensartikel festzuhalten, als auch für denselben Propaganda zu machen. Das lang verpönte Institut der Provinzialsynoden wurde plötzlich von Rom aus wieder befürwortet, um diese Versammlungen zu einer beistimmenden Meinungsäußerung über die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit und über die Thesen des Syllabus zu veranlassen.

Protestantische Theologen hatten längst hingewiesen, daß der in die Hände der Jesuiten gerathene Katholicismus konsequentermaßen nur in das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit sich gipfeln könne. Es scheint aber, als ob katholische Kirchenhistoriker es geradezu für unmöglich gehalten hatten, daß man eine erst nach Jahrhunderten aufgeworfene, seitdem immer heftigen Kontroversen ausgesetzte und durch Koncilien thatsächlich abrogirte Schulmeinung nur darum überhaupt zur Dogmatisirung vorschlagen könne, weil sie eine Lieblingslehre der Jesuiten ist, oder weil sich etwa einmal ein Papst persönlich unfehlbar fühlt. Ja diese Historiker gingen um des lieben Friedens willen sogar so weit, sie dem Protestantismus gegenüber als „gute Meinung" (wie man's zu nennen pflegt) gelten zu lassen. Erst seit ein Theil der katholischen Gelehrten ihre Frontstellung gegen andere Kirchen aufgegeben und den kritischen Blick auf die verderblichen Umtriebe der Jesuiten gerichtet und darin nur Abwege von der Katholicität und Schädigung der Religion und Kirche erkannt hatte: begann innerhalb der katholischen Kirche eine Opposition wider die schwerlastende geistige Vergewaltigung. Was aber eine Vergewaltigung innerhalb des Papalsystems zu bedeuten habe, davon hat nur der eine vollwichtige Anschauung, der den jesuitischen Geist kennt, in welchem auf dem der Kirche verbliebenen Jurisdiktionsgebiet verfahren wird; und auch der nur kann sich den Umstand erklären, daß unter der katholischen Geistlichkeit fast gänzlich solche Männer abhanden gekommen sind, welche überhaupt ohne Furcht, eine schwere Sünde zu begehen, über Glaubenssachen selbständig nachzudenken wagen. Ohne die Kenntnißnahme dieser beiden Faktoren aber wäre die Art des Auftretens vorgenannter Opposition gar nicht erklärlich. Sie mußte sich nämlich von vornherein des Versuchs einer Massenwirkung begeben, weil sie unter den für die oppositionelle Anschauung günstigsten Verhältnissen wegen der vorstehenden Momente nicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Die katholischen Vereine waren in den Händen der Jesuitenfreunde, die projektirten Versammlungen katholischer Gelehrten Deutschlands aber so viel wie unmöglich gemacht; ebenso unmöglich war es, durch nicht bestehende Diöcesansynoden zu wirken. Die

Opposition war sonach von vornherein auf wenige energische Männer gewiesen. Es sind in Frankreich die Namen Dupanloup, Maret, P. Hyacinth, P. Gratry zu verzeichnen; in Deutschland aber stehen im Kampfe wider die die katholische Kirche entkatholisirenden Bestrebungen der Kurialisten und Jesuiten J. von Döllinger, Joh. Huber, Pichler, Friedrich u. a. voran. Und selbst unter diesen Männern wagte Döllinger, der offenbar als das geistige Haupt dieser Opposition bezeichnet werden muß, längere Zeit nicht mit dem Vollgewicht seines Namens herauszutreten. Grund hievon war jedenfalls einmal ein noch nicht ausgegohrnes Gemisch seiner altgewohnten geistigen Unterwerfung und seines revolutionär wirkenden historisch-kritischen Wissens, eine bei einem siebzigjährigen, lebenslang unermüdlichen Kämpfer für seine Kirche leicht erklärliche Scheu, auch nur den Schein hervorzurufen, er sei ein Bekämpfer dieser Kirche geworden; sodann aber auch der für den Historiker sehr nahe liegende Gedanke an die hämischen Invektiven, mit welchen noch jederzeit die Freunde kirchlicher Reformationen überschüttet worden sind. Es brauchten die Verfasser der in der „A. A. Zeitung" erschienenen Artikel „Das Koncil und die Civiltà" und der als „Der Papst und das Koncil von Janus" weiter ausgeführten und mit dem Quellennachweis versehenen Neubearbeitung derselben nicht gerade an die Reformatoren des 16. Jahrhunderts oder an die Geschichte des Port-Royal oder an Klemens XIV. zurückzudenken; viel näher lagen äußere Motive zu dem Schlußsatz des Vorworts: Die Verfasser nennen sich nicht, auf „daß, falls eine Polemik hervorgerufen werden sollte, derselben keine Gelegenheit geboten sei, statt einer objektiv-wissenschaftlichen, mit Würde und Anstand geführten Erörterung der in Rede stehenden hochwichtigen Fragen, den Streit mit dem korrosiven Gift von Verdächtigungen und Invektiven gegen die Personen der Verfasser auf ein anderes Gebiet zu versetzen". Endlich kam wohl — wenn man die Thatsache der vielen devoten bischöflichen Kundgebungen, die Unselbständigkeit des Klerus, die Energielosigkeit der Gelehrten und die Indifferenz so vieler Laien überhaupt im Auge behielt — eine zweifellos verzeihliche Furcht hinzu, selber mit Wahrheit und Recht zur Seite Fiasko zu machen.

Aber — waren die widrigen Umstände auch dazu angethan, den Muth hier und dort zu moderiren, ihn zu brechen vermochten sie keineswegs; denn immer wieder war es der Glaube an ihr Recht und an die Wahrheit, der sie nicht ruhen ließ, und der um so lebendiger wurde, je mehr man kurialistischerseits die von den Jesuiten energisch verfolgten Pläne für das Koncil ableugnete. Es liegt sogar die Vermuthung sehr nahe, daß mit dem Näherrücken des entscheidenden Moments, der ja durch die Bulle „Aeterni Patris" eine Fixirung erhalten, auch an eine gewisse Organisation der wenigen oppositionellen Streitkräfte, deren Centrum jedenfalls München und Döllinger waren, gedacht wurde, damit die Sache nicht durch allzu große Zersplitterung Schaden leide. Es findet diese Vermuthung jedenfalls eine gewisse Bestätigung darin, daß rasch nacheinander in Deutschland und Frankreich Schriften auftauchten, die dem Gegner so ziemlich von allen Seiten zu Leibe rückten. Dupanloup veröffentlichte seinen Hirtenbrief, P. Hyacinth seinen Protest, Maret sein zweibändiges Werk: „Das allgemeine Koncilium und der religiöse Frieden", in welchem er aus historischen Quellen und aus der Tradition die auf ein absolutes unfehlbares Papstthum abzielenden ultramontanen Tendenzen als unkatholisch zurückweist. Es erschienen in Deutschland in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" jene Aufsehen erregenden Artikel „Das Koncil und die Civiltà", denen bald das Janus-Werk „Der Papst und das Koncil" folgte, und zu welchem sich die „Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland" von Dr. Eb. Zirngiebl wie ein Supplementband verhalten. Ueber die Autorschaft des Janus-Werkes dürfte wohl kaum mehr der geringste Zweifel bestehen, seitdem Döllinger (Oktober 1869) die „Erwägungen für die Bischöfe des Konciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" eigenhändig versendet und Johannes Huber in seinen Artikeln „Das Papstthum und der Staat" dieselbe öffentlich bekannt hat.

„Wir haben geschrieben — heißt es in der Vorrede — unter dem Eindruck der Besorgniß von einer ernsten Gefahr, welche zunächst allerdings die katholische Kirche und ihre innern Zustände bedroht, dann aber, wie dies bei einer hundertachtzig Millionen Menschen umfassenden Organisation nicht anders sein kann, noch größere Dimensionen annehmen, zu einem großen socialen Problem sich gestalten und auch die kirchlichen Genossenschaften und Nationen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, nicht unberührt lassen wird. Wir sind — heißt es ferner — die Gesinnungsgenossen derjenigen, welche erstens überzeugt sind, daß die katholische

Kirche zu den Principien der politischen intellektuellen und religiösen Freiheit und Selbstentscheidung, so weit diese Principien im christlichen Sinne verstanden werden, ja gerade aus dem Geiste und Buchstaben des Evangeliums geschöpft sind, sich nicht feindlich und abwehrend verhalten dürfe, vielmehr positiv auf dieselben eingehen und auf deren stete Verwirklichung reinigend und veredelnd einwirken solle. Wir theilen zweitens die Ansicht derer, welche eine große und durchgreifende Reformation der Kirche für nothwendig und für unvermeidlich halten, wie lange sie auch hinausgeschoben werden mag. Uns ist die katholische Kirche keineswegs identisch mit dem Papismus .... mit jener Lehre und jener Gestalt der Kirche, welche von der römisch-jesuitischen Zeitschrift (Civiltà cattolica) seit Jahren als die allein richtige, als der einzige und letzte Rettungsanker der sonst untergehenden Menschheit gepriesen wird..... Indem wir nun gezwungen waren, dieser Partei, welche entweder ohne Kenntniß der Kirchengeschichte oder mit bewußter Fälschung derselben ihre Pläne betreibt, entgegenzutreten, mußten wir die altkirchliche Institution des Primats im Verhältniß zu seiner späteren Gestaltung schildern, und so war es unvermeidlich, in der Darstellung dieser Entwicklung betrübende Schattenseiten des Papstthums hervorzuheben .... denn in der That erscheint das Papstthum, wie es geworden, als ein entstellender, krankhafter und athembeklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche, der die besseren Lebenskräfte in ihr hemmt und zersetzt, und selbst wieder mancherlei Siechthum nach sich zieht." Die Verfasser erklären: „Mag es andern für Pietät gelten, daß man Fabeln, Unwahrheiten, welche für gewisse mit der Religion in Verbindung gebrachte Zwecke ersonnen worden sind, oder sich in ein frommes Gewand hüllen, gern und bereitwillig glaube; daß man die Schäden und Mißbräuche des kirchlichen Lebens und die Verkehrtheiten in seiner Verwaltung entweder gänzlich ableugne oder, wo dies nicht angeht, möglichst in Schutz zu nehmen und ihnen ein gutes Motiv oder wenigstens eine erträgliche Seite abzugewinnen suche — wir halten es mit St. Bernhards Spruch: Melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquatur." — — — Und wahrhaftig! Niemand wird an diesem Geist der Arbeit zweifeln, wenn er darin eine unverblümte Offenlegung und eine energische, aus katholischen Principien geschöpfte und auf die unausbleiblichen üblen Folgen hinweisende Verurtheilung des jesuitischen Programms für das Koncil vorfindet, das den Syllabus, die leibliche Himmelfahrt Mariens und die päpstliche Unfehlbarkeit dogmatisiren soll. Namentlich wird die Geschichte und historische Kritik der Hypothese der päpstlichen Unfehlbarkeit zu einem vernichtenden Gottesgericht für diese selbst; denn diese Forschungen ergaben Irrthümer und Widersprüche der Päpste, eine dem späteren Papstimperium geradezu widersprechende Stellung der römischen Bischöfe in der alten Kirche; sie führten auf Pseudo-Isidor und seine Wirkungen, auf die Gregorianischen Fälschungen, sowie auf die frühesten römischen Fiktionen, dann aber auch auf jene gewaltige, hiemit zusammenhängende Metamorphose hin, durch welche an die Stelle des ersten, die kirchlichen Angelegenheiten mit seinen „Brüdern" gemeinschaftlich berathenden und beschließenden, mit dem Beispiele der Unterwerfung unter die Kirchengesetze vorangehenden Bischofs die Zwingherrschaft eines absoluten Monarchen sich setzte, und mit welcher der Bureaukratismus sammt all seinen Schädlichkeiten in die religiöse Sphäre eingeführt wurde. Es ließen sich die Auswüchse nicht mehr verschweigen, zu welchen alsbald und selbstverständlich das Legatenwesen, die Ertheilung des Palliums, der Obedienzeid, die Einführung unzähliger Exemtionen, Dispensen, Appellationen, Reservationen, die Centralisation durch die Kurie u. a. m. hinführten. Es wurde offenbar, daß man sonderbar genug in Rom die Theologie gründlich zu vernachlässigen, dagegen die Jurisprudenz zu protegiren anfing. Um des Systems willen und um für den Inhalt der kirchlichen Rechtsbücher eine geschichtliche Bestätigung zu gewinnen, — erschien es der kirchlichen Centralbehörde zweckdienlich, durch gefälschte Geschichtschreibung die Widersprüche zwischen den älteren historischen Quellen und den neuern Rechtsbüchern zu beseitigen. Auch die Koncilien wurden zu einem Werkzeug der päpstlichen Herrschaft verkehrt und in einen Zustand von entwürdigender Unfreiheit versetzt, welcher nur den Schatten dieser altkirchlichen Institute übrig ließ. Das Maß des Unheils machte die Kirchenspaltung voll, — bis die Koncilien von Konstanz und Basel kurze Erlösung brachten. Aber der Geist des Papalsystems war bereits mächtiger geworden als ihm widerstrebende konciliarische Dekrete; er konnte selbst dem idealen Zug der Zeit trotzen (der — wie die heilige Katharina von Siena — in der römischen Kurie den Gestank infernaler Laster fand) und diesen idealen Gegensatz in Savonarola zum Scheiterhaufen verurtheilen.

Und auch die an das System sich anhängenden Uebelstände wurden neuerdings so drückend, daß die Reformatoren in Deutschland, wenn sie die schwere Schuld der Päpste und italienischen Bischöfe der Welt malen wollten, nur Aeußerungen und Bekenntnisse, welche katholische Prälaten und Legaten vor und auf dem Tridentiner Koncil thaten, abschreiben durften; denn man konnte es nicht deutlicher sagen, daß der Ruin des ganzen Kirchenwesens, die herrschende Sittenlosigkeit, der Beifall, mit welchem neue Lehren und kirchliche Gestaltungen überall von dem vernachlässigten, unbefriedigten und an seinem Klerus und seiner Kirche irre gewordenen Volke aufgenommen wurden, — daß alles dies zuletzt auf die italienische, in der römischen Kurie koncentrirte und von dort den Diöcesen vorgesetzte Prälatur zurückzuführen sei. Und dieses System, sagen die Verfasser des „Janus", ist der Boden der Unfehlbarkeitslehre. Päpste, welche in diesem Geiste fühlten und dachten, wollten unfehlbar sein; und Männer, welche im Papste einen Vice-Deus adorirten, arbeiteten für die Begründung und Ausbreitung solcher Lehre. Vor allen aber wurde der Jesuitenorden bedeutungsvoll; er mußte es werden, wenn man sich nur seine Natur vergegenwärtigt. Der Jesuit sieht in dem Verzicht auf das eigene Urtheil, in der passiven Hingabe der Intelligenz wie des Willens an diejenigen, welche er als seine Gebieter erkennt, die Blüthe der Religiosität; er ist darum eben auch wie geschaffen zum Anwalt des vollständigsten Absolutismus in der Kirche, der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes. Dies und die seit dem Tridentiner Koncil in der Kirche dem Orden zugefallene Macht, dann die Rechthaberei des Ordens und der verwandte Geist des Papalsystems haben die Kirche in einen bezüglich der Lehre so verschwommenen und unsichern Zustand gebracht, daß man sich der schlimmen Befürchtung nimmer erwehren könne, es solle auf dem Koncil der Geist der alten Kirche durch Provocirung des Infallibilitätsdogma's alterirt werden.

Die Freude aller noch nicht im Jesuitismus untergegangenen Katholiken über das Erscheinen eines solchen Buches gerade zur rechten Zeit war groß und allgemein und wurde um so größer, je mehr die ultramontane Presse durch ihre unwissenschaftlichen, aber um so schmutzigeren Ergüsse den hohen Werth des Werkes selbst am besten qualificirte. Alle von kirchlichem Druck unbeeinflußten Blätter empfahlen angelegentlichst dasselbe zur Lektüre. Und nicht bloß in Deutschland machte es Aufsehen; es wurde alsbald in verschiedene Sprachen übersetzt und ihm auf diese Weise Eingang in England, Frankreich, Italien, Rußland ꝛc. verschafft. Das Werk enthält eine solche Masse dogmatisch-theologischen, kirchengeschichtlichen und kirchenpolitischen Materials, daß es von Anfang an zweifellos war, es müsse sich eine in diesen Thematen eminent gelehrte Persönlichkeit betheiligt haben. War es also ein Wunder, daß sich alsbald die Ueberzeugung festsetzte, bei diesem Unternehmen müsse Döllinger obenan gestanden sein. Die ultramontanen Widersacher freilich gaben vor, nicht an die Autorschaft Döllingers „um seines früheren Ruhmes willen" glauben zu wollen; denn sie mußten ja — sollte nicht auch noch ihrer Gläubigen Seelenheil durch die Macht der historischen Kritik verloren gehen — das Januswerk zu einem erbärmlichen Machwerk und Pamphlet herabdrücken. So nannte beispielsweise Dr. A. Stöckl, der noch dazu Philosophieprofessor in Münster ist, dasselbe ein „berüchtigtes Buch, eine der wüthendsten Parteischriften gegen den heiligen Stuhl, die je auf dem Büchermarkte erschienen".... „Aller Schmutz, — fährt er fort — den man in der Geschichte vorfand (also doch vorfand?!) oder vorzufinden glaubte, wurde zusammengekehrt, um ihn auf den heiligen Stuhl zu werfen, und wo man einen solchen nicht fand, da knetete man selbst einen solchen zusammen, um damit den heiligen Stuhl zu verunreinigen. Mit Hast und Gier griff das „„aufgeklärte"" Publikum nach der Schandschrift und sättigte sich behaglich an dieser prickelnden Speise." Und Stöckl behauptete solches, der mit einem anfröstelnden religiösen Leichtsinn seine Broschüre „Die Infallibilität des Oberhaupts der Kirche ꝛc." (Münster 1870) schrieb, und Andere jauchzten ihm nach, die in der eben genannten Schrift ein Non plus ultra von Weisheit zu sehen — wenigstens vorgaben. — Auch der Jesuitenschüler Professor Hergenröther war schon wenige Monate, nachdem „Janus" das Licht der Welt erblickt hatte, in der glücklichen Lage, einen starken Druckbogen hindurch den Beweis führen zu können, daß das Buch wie ein Stein ins Wasser gefallen und ohne den beabsichtigten Erfolg dahin gegangen sei. Merkwürdig dabei war nur, daß er trotzdem es noch der Mühe werth erachtete, mit dem Aufgebot von nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit den bereits Verstorbenen durch die historisch-theologische Kritik im „Anti-Janus" (Freiburg i. Br. 1870) zu bekämpfen, daß die ultramontane Presse trotzdem um dieses Buches

willen nicht zur Ruhe zu kommen vermochte, und daß der — wie es schien — glücklich zu Tode Gebrachte immerfort noch die Zähigkeit eines unzerstörbaren Lebens bewies. Selbst die Index-Kongregation suchte so viel wie möglich für die Verbreitung und die wissenschaftliche Bedeutung des Januswerkes Sorge zu tragen, indem sie dasselbe zum Ueberfluß noch in den Index der verbotenen Bücher einschrieb. Noch mehr aber und am meisten trug die ultramontane Presse dadurch bei, das Werk unsterblich zu machen, daß sie in ihrer witzigen und weisen Einsicht eine „Janspartei" und „Janskatholiken" schuf und diese also Bezeichneten mit dem Gang und sonach mit der Geschichte des Vatikanischen Koncils in die innigste Verbindung brachte.

Bald nach dem Erscheinen des „Janus" und etliche Wochen vor dem Beginn des Vatikanischen Koncils versendete J. v. Döllinger eine mit dem Inhalt des Januswerkes in innigster Beziehung stehende Broschüre „Erwägungen für die Bischöfe des Konciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" (Okt. 1869) an verschiedene deutsche Bischöfe und andere einflußreiche Persönlichkeiten, und mit Recht ward in der Presse darauf hingewiesen, daß Döllinger diesen Schritt nicht hätte thun können, wenn er kein Theilhaber des Januswerkes wäre, da ihm am wenigsten zuzutrauen sei, daß er sich mit fremden Federn schmücken möchte. Die Grundzüge dieser Broschüre sind ungefähr folgende: Wenn sich von einer Lehre nachweisen läßt, daß sie während mehrerer Jahrhunderte nicht vorhanden oder nicht Bekenntniß der ganzen Kirche gewesen, daß sie zu einer gewissen Zeit erst entstanden sei, und wenn diese Lehre nicht mit logischer Nothwendigkeit als unabweisbare Konsequenz in anderen Glaubenssätzen potenziell enthalten ist, — dann ist diese Lehre vom katholischen Standpunkte aus schon gerichtet, sie trägt das Brandmal der Illegitimität an der Stirne, sie darf und kann nie zur Dignität einer Glaubenswahrheit erhoben werden. Eben dies alles aber trifft bei der Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu. Denn diese ist erstens während vieler Jahrhunderte in der Kirche ganz unbekannt gewesen. Die Lehre ist ferner erst in einer sehr späten Zeit in der abendländischen Kirche und nur in Folge einer Reihe von Fälschungen und Fiktionen hervorgetreten. Sie ist erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch den heiligen Thomas von Aquin, der durch eine neue Erdichtung getäuscht wurde, in die Theologie der Schule eingeführt worden, und bis tief in das 17. Jahrhundert hinein haben sich die Theologen, um ihr den Anschein des hohen kirchlichen Alters zu verleihen, theils der pseudoisidorischen, theils anderer Fälschungen bedient. Sie ist also auch nicht auf dem Wege eines mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehenden dogmatischen Entwicklungsprozesses in der Kirche emporgekommen; sie hat sich vielmehr nur durch Zwang und Gewalt und durch Unterdrückung aller Anderslehrenden auszubreiten vermocht. In Italien, Spanien und Portugal hat die Inquisition es unmöglich gemacht, daß eine andere Lehre in Büchern, oder auf den Lehrstühlen vorgetragen wurde. Gleicher Zwang hat in den großen geistlichen Körperschaften, den Mönchsorden, stattgefunden; an den von Jesuiten beherrschten Universitäten wurde nie geduldet, daß die Hypothese der päpstlichen Untrüglichkeit auch nur in Zweifel gezogen wurde. Auch sind alle Schriften, welche diese Meinung wissenschaftlich geprüft und die geschichtliche Unhaltbarkeit derselben nachgewiesen haben (mit Ausnahme der Werke von Bossuet und dem Kardinal La Luzerne), durch den Index verboten und so viel als möglich unterdrückt worden. Mit der Erhebung der päpstlichen Unfehlbarkeit zum kirchlichen Dogma würde endlich den getrennten Kirchen, der griechisch-russischen und der protestantischen gegenüber, eine unermeßliche Blöße gegeben, und eine ganz unberechenbare Schwächung des Ansehens der Kirche die Folge sein. — Das ist der Inhalt, den selbstverständlich schlagende Beweisstellen erhärten.

Unterdessen waren auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" seit Mai desselben Jahres mehrere Artikel erschienen, die schon ihrer Tendenz wegen mit Sicherheit auf den Kreis des „Janus" hinweisen. Sie sind kirchenpolitischer Natur, für welche Seite des „Janus" späterhin Professor Joh. Huber in seinen Artikeln „Das Papstthum und der Staat" öffentlich als Vertheidiger aufgetreten ist. Der erste dieser Artikel (vom 20. Mai) „Aussichten vom Koncil" weist auf die Tragweite des neu zu schaffenden Glaubensprincipes von der päpstlichen Unfehlbarkeit hin, und daß man sich dieser großen Tragweite gerade in Rom bewußt sei; denn sicherlich sei nicht ohne Absicht von der „Civiltà", diesem officiösen Organ des heiligen Stuhls, (unterm 3. April) die Bulle „Unam Sanctam" Bonifaz' VIII. mit Rücksicht auf das bevorstehende Koncil nach Inhalt und Folgen eingehend besprochen worden. Man solle sich ja nicht verhehlen, daß die

vollständige Herrschaft der Kirche über den Staat im nächsten Jahre als Princip und katholischer Glaubenssatz in Kraft treten und einen Faktor bilden werde, mit welchem jedes Gemeinwesen, jeder Staat, der katholische Einwohner hat, werde rechnen müssen. In einem zweiten Artikel (vom 11. Juni) „Zum künftigen Koncil" wird das intime Verhältniß Pius' IX. zu den Redakteuren der „Civiltà" besprochen und der Schluß gezogen, daß es keinen Zweifel erleiden kann, dies Journal sei in allen seinen Aeußerungen über das bevorstehende Koncil nur das Organ des heiligen Vaters selbst. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß es in Rom ein fast schon öffentliches Geheimniß sei, wie das Schauspiel einer Dogmatisirung des Syllabus und der päpstlichen Unfehlbarkeit in Scene gesetzt werden soll und wer den Protagonisten dabei spielen wird. Auch die Leiter der konciliarischen Vorarbeiten (Manning, Reisach, Monfang, Molitor, Perrone ꝛc.) werden vorgeführt, um über den Geist der Projekte ja keinen Zweifel mehr offen zu lassen.

In Anbetracht solcher Zustände und solcher Manövers der Kurie und ihrer Getreuen tritt der dritte Artikel „Fürst Hohenlohe und das Koncil" entschieden für das Hohenlohe'sche Projekt in die Schranken; er hält es für dringend geboten, daß die Regierungen von Staaten mit katholischer Bevölkerung den Dingen, die in Rom sich vorbereiten, eine ernste Aufmerksamkeit schenken, und sich nicht von Konciliumsdekreten überraschen lassen, die, wenn einmal verkündigt, ihre Unterthanen in die schmerzliche Alternative zwischen ihren Pflichten gegen den Staat und ihrem Gehorsam gegen die Kirche versetzen, allenthalben Unruhen und Konflikte erzeugen, und vor Allem ihre Bischöfe selbst in einen Widerspruch mit den Verfassungen, die sie beschworen haben, verwickeln müssen. Ein solcher Konflikt könne nur Kirche und Staat schädigen und Denen nützen, die im Trüben fischen wollen, darum wären schon aus staatsmännischer Klugheit Präventivmaßregeln geboten, wie sie Fürst Hohenlohe ergriff und vorschlug. — Seitdem sich die Lage der Dinge geklärt hat, hat es sich doch wohl zur Evidenz herausgestellt, daß die Cirkulardepesche des bayerischen Premierministers so berechtigt wie der Würdigung werth gewesen wäre. Nur ein entschiedenes gemeinsames Beschreiten der von Hohenlohe vorgezeichneten Bahn seitens der Staatsregierungen hätte den nunmehr unvermeidlich bevorstehenden Konflikt beschwören können. Nur wenn die Regierungen die geheim gehaltenen Pläne der römischen Kurie dadurch gekreuzt hätten, daß sie, in gegentheiliger Handlungsweise, Alles gethan hätten, noch vor dem Zusammentritt des Koncils und dem Beginn des konciliarischen Intriguenspieles die Situation zu klären und der Kirche das Verhältniß zum modernen Staat unzweideutig klarzulegen: dann würde schon aus diesem Grunde Vieles verhindert worden sein, weil die Opposition innerhalb der Kirche selbst an Macht gewonnen hätte. Wer die Schritte des Fürsten Hohenlohe unparteiisch beurtheilt, der muß zugestehen, daß sie von einem wohlmeinenden Geiste gegen die Kirche selbst eingegeben waren, und von einem durchaus loyalen Charakter. Der Fürst wünschte, daß die Regierungen sich offen mit ihren Bischöfen benehmen möchten, um sie auf die traurigen Folgen aufmerksam zu machen, welche eine so vorbedachte und systematische Umwälzung der bestehenden Verhältnisse zwischen Kirche und Staat hervorrufen müßte. Er wünschte, daß die Regierungen, so lange es noch Zeit ist, sich feierlich gegen die Eventualität von Konciliumsbeschlüssen verwahren, welche in das politische Gebiet einzugreifen bestimmt sind. Er forderte die zunächst kompetenten wissenschaftlichen Korporationen des Staats auf, ein offenes Gutachten über die Konsequenzen abzugeben, die an die Dogmatisirung des Syllabus und der päpstlichen Unfehlbarkeit in ihrem Wirkungsumfang geknüpft sein würden. Das bayerische Ministerium forderte die juristischen und die theologischen Fakultäten von München und Würzburg zu Gutachten auf, welche Fragen theils kirchenpolitischer, theils kirchenrechtlicher Natur betrafen. Eine dieser Fragen, welche den theologischen Fakultäten vorgelegt worden waren, hieß: „Gibt es allgemein anerkannte Kriterien, nach welchen sich mit Sicherheit bestimmen läßt, ob ein päpstlicher Ausspruch ex cathedra, also nach der eventuell festzusetzenden Konciliums-Doktrin unfehlbar und für jeden Christen im Gewissen verpflichtend sei? und wenn es solche Kriterien gibt, welches sind dieselben?" — welche Frage die Münchener Theologen dahin beantworteten, daß es — wenigstens bis zu dieser Stunde — keine allgemein anerkannten Kriterien gebe, nach denen sich mit Sicherheit bestimmen ließe, ob ein päpstlicher Ausspruch ex cathedra erfolgt sei, ob er also, im Falle die päpstliche Unfehlbarkeit conciliariter entschieden werden sollte, auch wirklich dieser Prärogative theilhaftig sei, — wenn nicht gleichzeitig eine konciliarische Definition des „ex cathedra" erfolgen sollte.

Eine Beantwortung der Frage, welche aus keinem romanistischen Kirchenrecht geschöpft war, weil in ihr zugleich eine entschiedene Verwerfung der Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes überhaupt ausgesprochen war, und welche den bekannten Dillinger Romanisten Merkle so empörte, daß er eine kritische „Kritik" dem Gutachten entgegensetzen zu sollen für gegeben erachtete.

Der folgende Artikel „Zum Koncil" war nur eine Fortsetzung des voranstehenden. Er reflektirte also: Man hat es vom Standpunkte der Staatspolitik aus als geeignet erachtet, vorerst auf die Absichten der Kurie mit dem Koncil keinen Druck auszuüben, die Beschlüsse desselben abzuwarten, und dann hinterdrein, wenn dieselben das Staatsinteresse gefährden sollten, mit Repressivmaßregeln einzuschreiten. Man ließ sich durch die versteckten Schachzüge der römischen Machthaber geradezu düpiren, welche trotz der offenkundigen Propaganda von Seiten der Jesuiten und ultramontanen Preßorgane für die Anschauung, daß absolute Gewißheit und Irrthumslosigkeit immer nur bei einem einzigen Menschen, dem Papste, sich finde, und trotz der ganz tendenziös ins Werk gesetzten konciliarischen Vorarbeiten alles Wissen und alle Voraussicht officiell ableugneten. Mit Recht bemerkte weiterhin der Verfasser des Artikels: Im Sinne der nichtultramontanen gläubigen Katholiken kann selbstverständlich ein solches Verhalten der Regierungen nicht sein, weil es ihnen die Verpflichtung auf die neuen Glaubensartikel nicht erspart, und die Feststellung derselben für ihr religiöses Gewissen nicht einfach rückgängig machen kann. Es fragt sich aber auch, ob vom Gesichtspunkte der Staatswohlfahrt aus dieses Auskunftsmittel nicht beanstandet werden muß. Man erwäge, welchen gefährlichen Einfluß Konciliumsbeschlüsse, die zur Befeindung des modernen Staats und seiner Civilisation auffordern, auf jene zahlreichen Klassen ausüben können, welche noch immer in der Hand des Klerus sich befinden, und die einen großen Faktor im Staatsleben bilden. Man bedenke, was in dieser Hinsicht von dem zukünftigen, noch mehr aller modernen Bildung entfremdeten, zu einem ganz willenlosen Werkzeug in der Hand Roms gemachten Klerus erwartet werden darf. Nicht minder entscheidend — prophezeit der Verfasser — wird die Wirkung in Bezug auf die Kirche selbst sein. Alles, was durch die moderne Bildung hindurchgeht, wird sich innerlich von der Kirche scheiden, die für die Entwicklung des menschlichen Geistes nur Anatheme besitzt. Indem die höchste Lehrautorität der Kirche, das ökumenische Koncil, zum Organ einer extremen Partei herabsinkt und Doktrinen sanktionirt, welche mit der Lehre und der Geschichte der Kirche selbst im grellen Widerspruch stehen, vernichtet sie sich, untergräbt das Fundament, auf dem bisher die Glaubenszuversicht stand, und arbeitet der immer weiter um sich greifenden Negation des Christenthums kräftig in die Hände.

In den Monaten, welche dem Koncilsbeginn unmittelbar vorhergingen, wurde auf alle Anfragen und Besorgnisse von Bischöfen und Regierungen von Rom aus erwidert: man hege keineswegs die Absicht, die Unfehlbarkeitsfrage dem Koncil vorzulegen; die „Civiltà" ward dementirt; — die päpstliche Kurie sei, hieß es, für das, was ein einzelner Jesuit schreibe, nicht verantwortlich. Antonelli gab nach allen Seiten die beruhigendsten Versicherungen. Unterdessen aber hatte bereits die Theologenkommission, welche die Materien für das Koncil vorbereiten sollte, auf höchsten Befehl dieses neue Dogma in Vorlage genommen, der Erzbischof Cardoni seinen Vortrag darüber erstattet und die Kommission mit allen gegen die eine Stimme Alzogs demselben die Zustimmung ertheilt. In der Kommission wurde für die Opportunität der Promulgation des neuen Dogma's unter andern Gründen vorzüglich der geltend gemacht, daß noch in keinem Zeitalter die Bischöfe so devot und hingebungsvoll am heiligen Stuhl gehangen seien wie gegenwärtig. Von so unterthänigen, jedem päpstlichen Winke bereitwilligst folgenden Männern sei zu erwarten, daß sie mit Freuden jeden Anlaß ergreifen würden, auch diese größte Huldigung dem Papste darzubringen. Die Zulässigkeit der Materie selber, ob die päpstliche Unfehlbarkeit immerwährender Glaube der Kirche gewesen sei, war natürlich in Rom selber über allen Zweifel erhaben. Auch bezüglich der Dogmatisirung des Syllabus stand für die römische Kurie schon in jenen Tagen fest, daß die Thesen desselben dogmatischen Charakters seien. Man hatte sich ja — und das wurde zuversichtlich geglaubt — in Rom durch die Entscheidungen der in den letzten Jahren veranstalteten Provinzialsynoden und durch die Antworten der Bischöfe auf die durch Caterini zur Zeit des Centenariums dem gesammten Episkopat vorgelegten Fragen bereits eine vollständige Orientirung über die Gesinnungen des Episkopats verschafft. Ja, man hielt es zu Rom

nöthigenfalls für möglich, die Bischöfe im Zwinger des Koncils als Abstimmungsmaschine die Elaborate der Jesuiten einfach votiren lassen zu können, wenn man sie nur recht unwissend in Bezug auf die zu verhandelnden Gegenstände und recht unvorbereitet in Rom versammelte.

Aber von diesem Gedanken, daß nämlich die Sache ganz glatt verlaufen werde, sollten die Herren in Rom noch vor dem Beginn des Koncils durch unwiderstehliche Thatsachen abgebracht werden. Der Katholicismus war für einen Theil des Episkopats doch noch nicht völlig zum Ultramontanismus verkehrt. In manchem Bischof war noch eine Erinnerung und ein Bewußtsein an seine apostolische Standesehre, und dies Bewußtsein war um so intensiver bei den Bischöfen jener Länder, in welchen der staatliche Konstitutionalismus die episkopale Machtsphäre beschränkt und den Widerstand der Kleriker seit längerer Zeit herausgefordert hat. Zwar bemühten sich unter Andern Bouix in Paris und Christophe in Lyon, neben den Tagblättern „Monde“ und „Univers“ in Frankreich den Bischöfen nachdrücklichst einzuschärfen, was die „guten“ Katholiken von ihnen bezüglich der projektirten Akklamation erwarten; aber trotzdem wollte das jesuitische Konciliumsprogramm — mit Ausnahme des Bischofs von Nimes — wenigstens keine offenen Abnehmer finden. Um jene Zeit war vielmehr gegründete Hoffnung gegeben, daß die Bischöfe Frankreichs, mindestens in ihrer Mehrheit, auf dem bevorstehenden Koncil eine freimüthige Opposition bilden werden. Ebenso arbeiteten die Jesuiten und Jesuitenfreunde in Deutschland direkt und indirekt durch die ultramontane Presse, wie den „Katholik“, das „Mainzer Journal“, die „Donauzeitung“ ꝛc., für die Tendenzen Roms; aber auch war der Erfolg ein sehr problematischer, wenigstens zeigten sich die in Fulda zusammengekommenen Bischöfe ihrer Stellung werth, indem sie in ihrem gemeinschaftlich erlassenen Hirtenbrief feierlich ihr Wort vor der ganzen Nation verpfändeten, daß sie auf dem Koncil für folgende drei Grundsätze einstehen werden. Erstens „wird das Koncil keine neuen und keine andern Grundsätze aufstellen, als diejenigen, welche euch allen (deutschen Katholiken) durch den Glauben und das Gewissen in das Herz geschrieben sind“. Zweitens: „Nie und nimmer wird und kann ein allgemeines Koncil eine neue Lehre aussprechen, welche in der heiligen Schrift oder in der apostolischen Ueberlieferung nicht enthalten ist“. Drittens wird nur „die alte und ursprüngliche Wahrheit in klares Licht gestellt“ werden. Und mit Recht heißt es in dem Artikel „Der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe über das Koncilium“: Dies ist sehr beruhigend; denn im Ernste wird wohl Niemand behaupten, daß die von den Jesuiten und Kurialisten projektirten Dogmen — die körperliche Auffahrt der heiligen Jungfrau in den Himmel und die Unfehlbarkeit des Papstes — jedem Katholiken durch den Glauben und das Gewissen ins Herz geschrieben, oder daß sie in der Schrift und der Ueberlieferung enthaltene Lehren oder alte und ursprüngliche Wahrheiten seien. Die deutschen Bischöfe repräsentiren zwar nur im künftigen Koncil eine geringe Zahl, aber sie vertreten nahe an 18 Millionen Katholiken und eine ganze große Nation; bleiben sie nur einig und fest, so bieten sie eine Bürgschaft, daß keine mit neuen Dogmen befruchteten Beschlüsse dort zu Stande gebracht werden; denn über Dogmen entscheiden nicht Majoritäten oder Minoritäten, sondern die Kirche fordert da Einstimmigkeit oder doch eine an Einstimmigkeit grenzende Bejahung durch die ganze Versammlung.

Je näher der Zeitpunkt für die Eröffnung des Koncils rückte, um so mehr wuchs die Spannung und Unruhe, womit sich nicht nur die Angehörigen der katholischen Kirche, sondern Alle, welche von den Bewegungen der Tagesgeschichte ergriffen waren, dem wichtigen Ereigniß entgegenwandten. Die Opposition wider die jesuitisch-kurialistischen Absichten nahm immer bestimmtere Gestalt an, und gewiß waren um selbe Zeit die Papisten nicht minder um den Ausgang des so tendenziös eingeleiteten Koncils besorgt, als die unter den Bischöfen und katholischen Gelehrten, welche sich ihrer Aufgabe des Widerstrebens bewußt waren. Pius IX. hätte wahrscheinlich, wenn er bei Gelegenheit des Centenariums Petri den erweckten Widerstand hätte ahnen können, dem Eclat eines allgemeinen Koncils entsagt; er hätte den 300jährigen Todten nicht zu neuem Leben wieder erweckt; er hätte unterlassen, was er jetzt nicht mehr ungeschehen machen konnte, was er nun mit allen Mitteln zu einem für das Papstthum nicht kompromittirenden Ende führen mußte; denn Roma locuta est, causa finita est. Der unfehlbare Papst hatte es so gewollt. In den letzten Wochen vor Eröffnung des Koncils war es nämlich — wie der dem Koncil unmittelbar vorangehende Artikel „Die Bischöfe und das Koncil“ zu dokumentiren im Stande war — eine offene Thatsache geworden, daß die Ansichten und Absichten

bezüglich der zu fassenden Beschlüsse sich schroff gegenüberstehen. Es war nunmehr in Rom kein Geheimniß, daß eine beträchtliche Anzahl transmontaner Bischöfe die ihnen zugedachte Rolle des einfachen Zustimmens zu bereits fertig gewordenen Dekreten nicht zu übernehmen geneigt sich zeigte, daß, mit Ausnahme der Jesuitenzöglinge unter den deutschen Bischöfen, die übrigen den entschiedensten Widerwillen gegen die Verfertigung neuer Glaubensartikel hegten. Viele Bischöfe waren auch — wahrscheinlich nicht ohne Zuthun des „Janus", der „Erwägungen" und der von einem hochgestellten österreichischen Geistlichen verfaßten, großes Aufsehen erregenden Broschüre, welche, auf den Resultaten des „Janus" fortbauend, Vorschläge einer energischen „Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern" zum Inhalte hatte, zur Erkenntniß der weitausgreifenden Folgen der päpstlichen Unfehlbarkeit und der nach rückwärts sich erstreckenden Wirkungen des neuen Dogma's gekommen. Von drei Seiten her, von den Prälaten Ungarns, Böhmens und Deutschlands, waren warnende Schreiben unmittelbar an den Papst ergangen, worin der dringendste Wunsch ausgesprochen war, daß das Koncil nicht zu einem Beschluß über die päpstliche Unfehlbarkeit und zu Dekreten über die staatskirchlichen Materien im Sinne des Syllabus gedrängt werden möchte. Welch eine Ueberraschung mußte das für die römischen Prälaten und den Papst sein, die da geglaubt hatten: man könne sich gar keinen günstigeren und passenderen Zeitpunkt für die Aufstellung des neuen Glaubenssatzes wünschen. Die transalpinischen Bischöfe — und auch der nicht ultramontane Theil des französischen Episkopats trat späterhin in ihre Fußstapfen — stützten sich aber in ihren geheimen Schreiben einzig und allein auf die Inopportunität der beabsichtigten Dogmen. Daß die Sätze des „katholischen" Charakters völlig entbehren, das wagten sie nicht einmal anzudeuten. Es ist darum sehr berechtigt, was der angeführte Artikel hierüber sagt, nämlich: Es verdient eine ernste Erwägung, ob eine auf solche Weise motivirte und geleitete Opposition wirklich auf dem Koncil haltbar oder gar erfolgreich sein könne. Um wie viel besser wäre es, wenn diese Prälaten kurz und entschieden erklärten: Es fehlt dieser Lehre an allen zu einem kirchlichen Glaubenssatz erforderlichen Bedingungen; sie ist weder biblisch, noch traditionell verbürgt, sie ist ohne Wurzeln in dem Gewissen und religiösen Bewußtsein der christlichen Welt. — Halbheit und falsch verstandene Pietät sind in folgenschweren Krisen, wie diejenige ist, in welche die katholische Kirche mit dem gegenwärtigen Koncil getreten, nicht bloß ohnmächtig, sondern geradezu verderblich. Es bedurfte wahrlich einer achtunggebietenden Haltung von Seiten der Bischöfe, um den hochmüthigen Souffleurs der „Civiltà", die sich selbst das Echo des heiligen Stuhles nannte und nennt, ein entscheidendes Gegengewicht aufzulegen. Diese achtunggebietende Haltung würden aber die Bischöfe einzig dann eingenommen haben, wenn sie von Anfang an schon in dem Geiste gesprochen und gehandelt hätten, welcher ihnen als selbständigen Vertretern der katholischen Theilkirchen innewohnen mußte; denn die Bischöfe haben auf dem Koncil die heilige und darum unanfechtbare und unveräußerliche Pflicht, die alte Lehre der Kirche zu bezeugen und dort, wo sie durch Mißbräuche der Praxis und des hierarchischen Regiments verdunkelt erscheint, reformirend einzuwirken. Je größer die Masse der angesammelten Mißstände ist, um so schwieriger zwar, aber auch um so unabweisbarer ist die Reform. Nicht eine erneuerte Sanktion, noch weniger eine Vermehrung derselben erwartete von Anfang an die katholische Welt vom Koncil, sondern eine Befreiung und Reinigung der Kirche von ihnen. Der allzu großen Demuth konnte nur der Fußtritt jener folgen, welche im Civiltàheft vom 2. Oktober die vollständigste Unterwerfung des im Koncil vereinigten Episkopats unter den Willen des Papstes forderten und dem Papst das Recht zusprachen, ungefügige Koncilsväter zu Paaren zu treiben. Aber nicht bloß auf seine devoten Bischöfe will Pius IX. mit Hülfe seiner Schwertträger, der Jesuiten, den Fuß setzen; der schwache Widerstand der Regierungen läßt ihn auch hoffen, der Kirche wieder die Cäsaren und ihre Völker zu unterwerfen. Gewiß ist, daß Pius, sobald nur das Koncil die Anmaßungen eines Bonifaz VIII. und noch Mehrerer auf einen späteren und viel geringeren Nachfolger als Gabe des heiligen Geistes übertragen haben wird, das Zeitalter des heiligen Geistes hereinbrechen sieht — das Zeitalter seines Geistes, dessen Eintritt an die Bewältigung des Weltgeistes selber durch die Revolution des religiösen Fanatismus gebunden ist. Mit diesen Aussichten und vom festen Willen beseelt, das Fundament für diese Aussichten zu legen, eröffnete Pius am 8. Dec. 1869 das Vatikanische Koncil. Die Bischöfe waren zu einem ökumenischen zusammenberufen worden.

Dr. E. Zirngiebl.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. I. Im Mittelalter. I. Das deutsche und das französische Reich sind aus dem Gesammtreiche Karl des Großen herausgewachsen. Die sogenannte Auflösung des karolingischen Reiches war ein in der Natur der Dinge begründeter, unvermeidlicher Vorgang, durch welchen die verwandten Bestandtheile desselben sich wie unwillkürlich ausschieden und je in engeren Grenzen auf naturgemäßer Grundlage in strafferer oder loserer Form sich sammelten. Der Verduner Vertrag (843) ist in dieser Richtung entscheidend geworden. Er leitete die Begründung eines ost- und westfränkischen Reiches ein, deren eines aus den ausschließlich deutschen rechtsrheinischen Ländern gebildet wurde, deren anderes sich aus einer Volksmasse zusammensetzte, in der das keltoromanische über das germanische Element das ausgesprochene Uebergewicht hatte, und aus deren Mischung die spätere französische Nation hervorgegangen ist. Neben der ost- und westfränkischen Gruppe hatte der berührte Vertrag noch eine dritte, das sogenannte Lotharingen, geschaffen, in dem die deutsche und romanische Nationalität in ganz willkürlicher Weise der Art verknüpft wurden, daß mit dem sogenannten Austrasien — welches das ganze linke Rheinufer bis zur Linie der Maas mit zum größeren Theile deutscher Bevölkerung in sich beschloß — der größte Theil des alten Burgund und die Provence politisch verbunden wurden. Diese künstliche Schöpfung hat denn auch nicht lange bestanden, und es war bald nur mehr die Frage, ob sie dem ost- oder westfränkischen Reiche angeschlossen werden solle. Bei den Westfranken hat sich schon jetzt die Anschauung ausgebildet, daß, ohne Rücksichtnahme auf die Unterschiede der Nationalität, die Grenze ihres Reiches, wie einst nach ihrer Meinung bei den Galliern, vom Rheine gebildet werde oder doch gebildet werden müsse. Als aber Kaiser Karl der Kahle diesen Standpunkt zum ersten Male verwirklichen wollte, trat ihm Kaiser Ludwig der Deutsche mit bewaffneter Hand entgegen und erzwang den Vertrag von Mersen (870), kraft welchem, der Natur der Dinge gemäß, Austrasien, d. h. das ganze linke Rheinufer, mit Aachen, Köln, Trier, Metz, Toul, Verdun ꝛc., dem ostfränkischen Reiche zufiel, während Burgund und Provence, wie billig, an Westfranken gelangten. Dieses weitgestreckte Gebiet links des Rheins mit überwiegend deutscher Bevölkerung hat dann den Namen Lotharingen auf lange hinaus behalten, bis dieser im Verlaufe der Zeit, wie wir hören werden, auf engere Grenzen eingeschränkt wurde. In Westfranken hat man aber die alten Ansprüche nach wie vor festgehalten: nebenher auch aus dem Grunde, weil an den Besitz des Hauptortes von Lotharingen, nämlich Aachen, der Residenz Kaiser Karl des Großen, das Uebergewicht und der Vorrang über die übrigen Reiche und Völker geknüpft erschien.

Nun ist in der That die Zeit nicht lange ausgeblieben, in der die Westfranken auf jene ihre Ansprüche mit Erfolg zurückgekommen sind. In den letzten Momenten der deutschen Karolinger, unter König Ludwig dem Kinde, sank bekanntlich das Königthum in Ostfranken tief und erhoben sich überall bei den einzelnen Stämmen auf Kosten der königlichen Gewalt und dem nationalen Geiste entsprechend Volksherzoge. In Lotharingen geschah dasselbe, aber mit der unglücklichen Zuthat, daß dort in dieser Bewegung ein Geschlecht den Sieg davontrug, das schon längst mit dem westfränkischen König in Verbindung stand und ihm jetzt das deutsche Grenzland geradezu überlieferte. Es kam nun darauf an, ob das ostfränkische Reich diesen Verlust ruhig ertragen würde? Nach dem Tode des letzten deutschen Karolingers (911) sahen die deutschen Großen von dem formell unbestreitbaren Erbrecht der westfränkischen Karolinger ab und erhoben in der Person des Franken Konrad aus ihrer eigenen Mitte einen König. Erst mit dieser Wahl stellte sich das ostfränkische Reich auf seine eigenen Füße und schied thatsächlich aus dem karolingischen Verbande aus. Der neue König war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er das unter seinem schwachen Vorgänger entfremdete Lotharingen wieder zurückgewinnen müsse: aber seine Anstrengungen waren nicht vom Erfolge begleitet. Der westfränkische Karl behauptete seine Eroberung, und der einzige Elsaß — dessen Bevölkerung alemannischer Herkunft war, während die eigentlichen (deutschen) Lotharinger zu den Franken zählten — wurde für die deutsche Herrschaft gerettet; er ist dann auch dem Herzogthum Schwaben angegliedert worden. Bei jenem Uebergewicht der Westfranken ist es aber nicht geblieben. Nach König Konrads I. Tode gelangte in Ostfranken gemäß dem Grundsatze, daß wo die Macht auch die Herrschaft sein müsse, die Krone an den sächsischen Stamm und an dessen Herzog Heinrich, der der Begründer eines deutschen Reiches geworden ist. Er hat auch Lotharingen wirklich wieder zurückgewonnen: innere Wirren im westfränkischen Reiche, wie sie ein Menschenalter früher das ostfränkische erlebt,

sind ihm dabei zu Hülfe gekommen. Und von jetzt an ist diese Provinz im ganzen Umfange auf lange hinaus beim deutschen Reiche geblieben, allerdings ohne daß darum die Westfranken ihre bezüglichen Ansprüche und Ueberlieferungen irgendwie aufgegeben hätten.

In der nächsten Zeit, — unter Kaiser Otto I. — so wenig es da an schweren Verwickelungen fehlte und so gewiß in Lotharingen selbst seine Herrschaft auf Widerstand stieß, mußte die westfränkische Politik es bei den bloßen Absichten bewenden lassen. Kaiser Otto war auf dem Platze; er hat ein deutsches Heer gegen den König Ludwig von Westfranken bis an die Seine geführt, und zuletzt haben sie sich freundlich mit einander vertragen und sogar verbündet. Es dauerte dann sogar nicht lange, so stieg die Autorität des ostfränkischen Königs hoch über die des westfränkischen empor. Deutschland konsolidirte sich unter seinem starken Führer, während sich Frankreich spaltete und schwächte. Kaiser Otto ist zuletzt als Schiedsrichter zwischen König Ludwig von Westfranken und seinem unbotmäßigen mächtigen Vasallen Hugo von Francien aufgetreten, nachdem deutsche Heere Rheims erobert und Städte, wie Paris, Laon und Rouen in Schrecken gesetzt hatten. Auf deutschem Boden, zu Ingelheim, ist in feierlicher Synode der Streit zwischen König Ludwig und Hugo entschieden, und der bedrängte König mit deutschen Waffen in sein Reich zurückgeführt und auf seinem Thron geschützt worden. So kam es, daß, als später im ostfränkischen Reiche selbst sich wieder eine gewaltige Opposition gegen Kaiser Otto erhob, der westfränkische König sich nicht in der Lage sah, für seine Zwecke daraus Vortheil zu ziehen, obwohl gerade auch Lotharingen von jenen Wirren in Mitleidenheit gezogen worden ist. In dieser Provinz war übrigens kurz vorher eine Maßregel angebahnt worden, die dann eine bleibende Bedeutung erhalten hat: nämlich die Theilung in die zwei Herzogthümer von Ober- und Niederlotharingen. Das erste erstreckte sich von den Vogesen bis zur Maas (Verdun) und von der burgundischen Grenze bis über Diedenhofen (Thionville), Trier und Luxemburg hinaus. Das andere dehnte sich vom unteren Laufe der Mosel den Rhein entlang bis zum Meere, Köln und Aachen, das ganze heutige Belgien, nebst den Bezirken von Cambray und Valenciennes in sich begreifend. Innerhalb der Grenzen der beiden Herzogthümer haben sich im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte dann eine ganze Reihe selbständiger, weltlicher und noch mehr geistlicher Herrschaften entwickelt, so daß, wie noch erwähnt werden wird, von dem niedern Herzogthum zuletzt kaum mehr der Name übrig blieb, und das obere, als Fürstenthum gefaßt, wenigstens auf erheblich geringere Grenzen zurückgeführt wurde.

Das westfränkische Königshaus, was es auch dem starken Arme Kaiser Otto's I. verdanken mochte, hat sich indeß in den Gedanken der Obmacht des deutschen Reichs und des dauernden Verzichtes auf Lotharingen nicht finden können. Als Otto die Augen geschlossen und unter seinem Nachfolger König Otto II. im Innern Deutschlands Verwickelungen mannigfacher Art erstanden, hielt der westfränkische König Lothar die Stunde für gekommen, auf die nie ruhenden Ansprüche zurückzugreifen und in der Eroberung Lotharingens einen Ersatz und ein Gegenmittel für seine im eigenen Hause gefährdete Stellung zu suchen. An Verbindungen mit mehreren unzufriedenen lotharingischen Großen fehlte es ihm nicht, am deutschen Hofe war man auf keinen Angriff von dieser Seite gefaßt, und um so leichter konnte Lothar in der Stille sich zu einem gewaltsamen Einbruch vorbereiten, der denn auch sofort wie ein Raubzug ausgeführt worden ist. Wenig fehlte, so wäre Otto selbst in Aachen, wo er eben mit seiner Gemahlin ahnungslos das Johannisfest feierte, überrascht worden. Mit genauer Noth rettete er sich noch nach Köln, während der räuberische Westfranke Aachen besetzte und der Plünderung preisgab. Wie sein Zug gemeint war, ließ Lothar nicht zweifelhaft: Aachen, der Hauptort Lotharingens, die Residenz Kaiser Karl des Großen, sollte fortan eine westfränkische Stadt sein. Zum Zeichen dessen ließ er den Adler, der auf der alten Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten und zog dann wieder westwärts ab.

Indeß so tief war das deutsche Reich damals nicht gesunken, daß es diesen Friedensbruch stillschweigend hingenommen hätte. Kaiser Otto II. hatte sich von jener Ueberraschung schnell erholt und säumte nicht, Rache für die erlittene Beschimpfung zu nehmen. Mit einem für jene Zeit gewaltigen Heere brach er in Frankreich ein und gelangte, ohne Widerstand zu finden, bis vor die Mauern von Paris, das er freilich nicht nehmen konnte. Von der Höhe des Montmartre herunter ließ der Kaiser ein Tedeum anstimmen, das dröhnend in den Straßen der heranwachsenden Stadt wiederhallte, und trat dann seinen Rückzug an. In Aachen angekommen, drehte er den Adler auf der Kaiserpfalz wieder nach Osten.

und löste sein Heer auf. König Lothar war nicht mehr in der Lage, dagegen etwas Erfolgreiches zu thun. Sein eigener Thron wankte; von seinen Vasallen bedrängt, hielt er es für gerathen, den Frieden mit dem Kaiser zu suchen, damit dieser sich nicht mit seinen inneren Gegnern verbände. In einer persönlichen Zusammenkunft an der Grenze beider Reiche wurde der Friede geschlossen, kraft welchem Lothar in aller Form auf jeden Anspruch auf Lotharingen verzichtete. Diesen Verzicht hat er freilich nur kurze Zeit gehalten: Kaiser Otto II. wurde in der Hingabe an seine Kaiserpolitik bald genug in Italien hinweggerafft und ein unmündiges Kind war sein Erbe. Die Zeit der Unmündigkeit Kaiser Otto's III. mit ihren Wirren schuf dem westfränkischen König eine zu unwiderstehliche Versuchung: auf Nieder- und Oberlotharingen hat er jetzt seine Angriffe gerichtet. Dort waren es die Bezirke von Cambray und Lüttich, die er verwüstend heimsuchte, hier zunächst die Grafschaft Verdun, deren er sich bemächtigte. Aber auch ihn ereilte rasch das Schicksal der Sterblichen, und sein Nachfolger war selber ein Kind. Unter diesen Umständen konnte man in Westfranken bei der Gespanntheit der Verhältnisse nicht mehr daran denken, jene Eroberungspolitik fortzusetzen; die Mutter des jungen Königs, des letzten westfränkischen Karolingers, bot vielmehr Alles auf, sich mit dem deutschen Reiche auszusöhnen, was sie denn gegen die Zurückgabe von Verdun auch erreicht hat. Und nun trat im westfränkischen Reiche jene Krisis ein, die mit dem Sturze der Karolinger und der Erhebung Hugo Capets endigte. Die Politik des sächsischen Kaiserhauses konnte es nicht sein, für Hugo Capet oder den letzten Erben des verdrängten Hauses einseitig Partei zu nehmen; für diesen um so weniger, als derselbe zugleich Herzog von Niederlotharingen war. So hat die Kaiserin-Regentin es denn auch geschehen lassen, daß Hugo Capet zuletzt den Sieg davontrug und sein Nebenbuhler vollends bei Seite geschoben wurde.

Die in ihren Folgen so wichtige Veränderung in Frankreich wurde in der brennenden Frage des Verhältnisses beider Reiche vorläufig nicht verspürt. Die neue Dynastie im westfränkischen Reiche war vor der Hand von den inneren Kämpfen und Verwicklungen der Art in Anspruch genommeu, daß sie nicht Muße fand, das System der Karolinger in Betreff der Westgrenze so schnell wieder aufzunehmen. Es trat vielmehr in den Beziehungen beider Reiche jetzt eine längere friedliche Pause ein, in der die Westfranken ihre alten Ansprüche wie vergessen zu haben schienen: nur langsam, aber allerdings sicher, haben die Capetinger auf die karolingischen Ueberlieferungen zurückgegriffen. Als mit Kaiser Otto III. die gerade Linie des sächsischen Kaiserhauses ausstarb und K. Heinrich II. von der bayerischen Nebenlinie mehr durch Wahl der einzelnen deutschen Stämme als durch Erbrecht ihm folgte, huldigten ihm auch die Oberlotharinger in Diedenhofen (Thionville) und die Niederlotharinger in Aachen. König Robert von Westfranken verband sich sogar mit unserem Heinrich, als dieser gegen einen der mächtigsten westfränkischen Vasallen, den Markgrafen Balduin von Flandern, zu Felde zog, weil dieser die Hand nach Valenciennes, das zum deutschen Reiche gehörte, ausgestreckt hatte. Später hat Heinrich aus Zweckmäßigkeitsgründen dem Markgrafen gedachte Stadt mit einigen anderen Besitzungen als Reichslehn überlassen, die dann in ihrer Gesammtheit den Namen Reichsflandern erhalten haben. Allerdings wurde durch diese Belehnung von einem ausländischen Großen zugleich ein Verhältniß geschaffen, das unter Umständen unbequem werden konnte. In beiden Theilen von Lotharingen hat es während der Regierung Kaiser Heinrichs II. an erheblichen inneren Unruhen nicht gefehlt, die diesen zu ungewöhnlichen Anstrengungen zwangen, aber die französische Politik verblieb trotz alledem aus persönlichen und objektiven Gründen auf der Linie der Friedlichkeit stehen; sie blieb das sogar, als ihre Resignation auf eine noch schwerere Probe gestellt wurde.

Bekanntlich ist es Kaiser Heinrich II., der den Grund zur Vereinigung des burgundischen Reiches mit dem deutschen Reiche gelegt hat. Dieses Reich, aus einer Verbindung des hoch- und niederburgundischen Reiches hervorgegangen, erstreckte sich von der Aar und den cottischen Alpen bis zur Rhone, und von Marseille bis Basel und Besoul. Die Provence, die Dauphiné, Savoyen, die spätere französische Schweiz und die deutsche bis zur Aar, weiterhin die Freigrafschaft Burgund wurden in ihren Grenzen eingeschlossen: ein von jedem Gesichtspunkte aus gewaltiges Gebiet, das jedem Reich, dem es zufiel, einen außerordentlichen Machtzuwachs bringen mußte. Es führte auch den Namen des arelatischen Reiches nach der Stadt Arles, die man als die Krönungsstadt betrachtete. So hätte man wohl meinen mögen, die Capetinger würden Alles daran setzen, die Union jenes Gebietes mit

Deutschland um so gewisser zu verhindern, als ein guter, ja der größere Theil derselben der romanischen Bevölkerung angehörte. Indeß nichts dergleichen ist geschehen. Als nach Kaiser Heinrichs II. Tode Kaiser Konrad II. aus dem salischen Hause auf den deutschen Thron stieg, trat zwar in der bisherigen Zurückhaltung der westfränkischen Politik eine vorübergehende Aenderung ein. Die Opposition, die sich in Deutschland selbst und gerade auch in Lotharingen gegen den neuen und kräftigen Fürsten bildete, hatte für den König Robert zu viel Verlockendes, als daß er der ihm entgegengetragenen Gelegenheit, einen Schlag auf Lotharingen zu führen und so das schwer empfundene Uebergewicht des deutschen Reichs an einer so empfindlichen Stelle zu brechen, hätte Widerstand leisten sollen: allein das Glück und die Kühnheit Kaiser Konrads zerstreute die innere Opposition im Entstehen, und so mußte auch König Robert seine auf sie gebauten Absichten wieder fallen lassen. Und als dann der letzte eingeborene König von Burgund im Jahre 1032 starb und Konrad sich rüstete, die lockende Erbschaft anzutreten, sah sich der westfränkische Hof nicht in der Lage, irgend etwas dagegen zu unternehmen. König Robert war gestorben und sein Nachfolger gegenüber den inneren Gegnern und Schwierigkeiten in dem Grade gelähmt, daß er es vorzog, sich aufs engste mit Kaiser Konrad zu verbinden, und ihn bei der endlichen Durchführung der deutschen Ansprüche auf das Königreich Burgund sogar unterstützte. Mit dieser Erwerbung war das Uebergewicht des deutschen Reiches über alle andern evident erwiesen, sowie — man hat das mit Recht bemerkt — der allmählige Verlust derselben seinen allmähligen Verfall bezeugte. Das Widerspruchsvolle, das in der Vereinigung eines zum größeren Theile romanischen Reiches mit dem deutschen lag, ist damals kaum empfunden worden. Die Idee des Nationalstaates schlummerte ja noch. Wenn die deutsche Herrschaft in Burgund auf Widerstand oder Abneigung stieß, so galt dies der starken Hand, die sich nun auf diese der strengeren Zucht entwöhnten Gebiete zu legen drohte, nicht aber der fremden Sprache, die der neue König redete. Indeß ist es nur zu wahr, daß man in Deutschland es nicht verstanden hat, den errungenen Machtzuwachs in seinem ganzen Umfange festzuhalten und auszunutzen.

Nun ist nicht zu verkennen, daß man im westfränkischen Reiche seit dieser Zeit mit lauerndem und gesteigertem Mißtrauen auf das gewaltige Nachbarreich blickte. Die Politik des Nachfolgers Kaiser Konrads II., nämlich K. Heinrichs III., lieferte hierzu allerdings neue Motive: er schloß einen Ehebund mit der Tochter eines der mächtigsten und gefährlichsten Großen des Westreichs und gab überdies, dem Zuge der Universalherrschaft folgend, zur Besorgniß Veranlassung, daß er Einfluß auf die inneren Verhältnisse Frankreichs zu gewinnen suche. Es ist nicht zu bestreiten, die Politik unseres Kaisers Heinrich III. trug einen aggressiven Charakter und war insbesondere gegen Frankreich gerichtet. Es darf uns daher nicht wundern, daß wir unter den Gegnern, die sich gegen seine Absichten erhoben, auch den König (Heinrich I.) von Frankreich sehen. Die Zustände in Lotharingen boten diesem Gelegenheit genug, dem Kaiser unbequem zu werden. K. Konrad hatte beide Herzogthümer wieder in eine Hand gegeben, Heinrich dagegen hielt es für angezeigt, sie wieder zu trennen. Der Herzog, der sich so verkürzt hielt, versagte dem Kaiser den Gehorsam und setzte sich mit dem Könige von Westfranken in Verbindung, und in diesem wurden sofort die alten, zwar zurückgestellten, aber nie aufgegebenen Ansprüche auf das linke Rheinufer wieder lebendig. Bis zu einer unmittelbaren Einmischung in die deutschen Angelegenheiten kam es indeß auch jetzt nicht: der Westfranke hatte gute Gründe, an sich zu halten. Es trat sogar an die Stelle der drohenden Verfeindung eine persönliche Annäherung der beiden Fürsten. Aber auch diese ruhte kraft des objektiven Gegensatzes auf schwachem Grunde; es dauerte in der That nicht lange, so brach die zur Noth beschwichtigte Feindschaft wieder durch. Der König von Frankreich traute dem gewaltigen Kaiser nicht: noch einmal kamen sie zusammen, und der Westfranke forderte nun geradezu mit bittern Worten Lotharingen zurück, das ihm, wie er meinte, von Rechts wegen gehöre. Freilich lehnte der Kaiser dieses Ansinnen in der entschiedensten Weise ab; durch einen Zweikampf erklärte er sich bereit, sein gutes Recht auf jenes Land zu erhärten. Dazu kam es nun allerdings nicht: aber im Unfrieden schieden sie. Es ließ sich voraussagen, was geschehen würde, wenn Frankreich einmal völlig gekräftigt und geeint, und Deutschland geschwächt und zerrissen sein würde.

Und diese Zeiten kamen. Der Grund zu dieser Wendung wurde wenigstens eben jetzt gelegt. Es folgte in Deutschland die Epoche Kaiser Heinrichs IV., von der man die unheilbare Schwächung unseres Königthums im Kampfe mit der

Hierarchie und dem Fürstenthume mit Recht datirt. Man kann indeß nicht sagen, daß Frankreich diese unsere innere Spaltung zu ihrem Zwecke ausgebeutet habe. König Philipp I. lag selbst mit der römischen Kurie im Zwiespalt, und der Geist seines an Kraft schon überströmenden Volkes bewegte sich zum Glücke für uns in einer andern Richtung und in der Stimmung, aus welcher der erste Kreuzzug hervorgegangen ist. Ein einziges Mal, zur Zeit des Kampfes des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden, hört man davon, daß der westfränkische König zugleich mit den, an der nordwestlichen Grenze des Reiches stets wühlenden Grafen von Flandern sich in Verbindung mit der deutschen Fürstenopposition setzt: aber auch das ohne daß es weitere Folgen gehabt hätte. Fürwahr, es bleibt den Deutschen die traurige Genugthuung, daß sie bei der Grundlegung ihrer politischen Ohnmacht nebst den hierarchischen Ideen und Agitationen das Wesentliche der heillosen Arbeit selbst gethan haben!

Jener erste Kreuzzug mit seinem Erfolge hat übrigens zum Aufschwung des französischen Nationalgeistes nicht wenig beigetragen. In jeder Richtung erhebt er sich seitdem voll von Zuversicht und Schöpferkraft. Es ist kein Zweifel, Deutschland, durch die innern Kämpfe abgezogen, mußte sich jetzt von dem Nachbarvolke für überflügelt bekennen. Es kann ihm später in all diesen Momenten nur mehr nacheifern und nachfolgen. Auch auf dem Gebiete der Politik ist der Umschwung unverkennbar. Nicht daß man in Frankreich schon an eine systematische Offensive dächte und sich laut zu den karolingischen Ueberlieferungen bekennte: aber das Gefühl bricht deutlich durch, daß man entschlossen sei, sich neben das deutsche Reich trotz der Kaiserwürde in voller Ebenbürtigkeit zu stellen. In den Streitigkeiten Kaiser Heinrichs V. mit dem päpstlichen Stuhle nimmt Frankreich offen gegen ihn und für diesen Partei, und in Rom ist man sich bewußt, daß man in den Kämpfen mit den Deutschen den sichersten Verbündeten an Frankreich habe. Man kann sagen, daß diese Stellung Frankreichs zu der Niederlage des Kaisers im Investiturstreite mit beigetragen hat. So kann es uns nicht wundern, wenn Kaiser Heinrich V., sich dieses Gegensatzes bewußt, England sich näherte. Die französische und englische Politik bewegten sich bekanntlich in feindseliger Richtung, die in der territorial-feudalen Stellung des englischen Königshauses in Frankreich ihren vornehmsten Grund hatte. Gerade in dieser Zeit kam dieser Gegensatz wieder zum offenen Ausbruch: König Heinrich II. von England erklärte an König Ludwig VI. von Frankreich den Krieg, und unser Kaiser, Englands Verbündeter, setzte sich mit einem Heere gegen die französische Grenze in Bewegung. Aber in Frankreich war bereits angesichts der drohenden Invasion eine allgemeine nationale Erhebung erfolgt. Alle Stände des Reiches folgten mit wunderbarer Einmüthigkeit dem Rufe des Königs: so hoch entwickelt stand bereits das Nationalgefühl in diesem Volke, ein Ergebniß der Entwickelung des letzten Jahrhunderts. Der deutsche Kaiser, auf solchen Widerstand nicht gefaßt, zog es unter diesen Umständen vor, wieder umzukehren, ehe er die Grenze überschritten hatte, und so geschwächt war der deutsche Nationalstolz damals, daß der Unmuth über die zwecklose Unternehmung die Eifersucht auf die, bei dieser Gelegenheit zu Tage getretene Kraft des Nachbarvolkes gar nicht aufkommen ließ.

Das angedeutete Verhältniß Frankreichs zu England ist nun auch weiterhin für die Beziehungen Frankreichs zum deutschen Reiche bestimmend geworden. Es hat wesentlich dazu beigetragen, die sich immer gewaltiger entfaltende Kraft des französischen Königthums und die Angriffslust seiner Politik von der deutschen Seite abzuziehen. Freilich hat die Erhebung eines so energischen Geschlechts wie das staufische auf den deutschen Thron dazu ebenso sichtlich mitgewirkt. So sind jene friedlichen Beziehungen in der Zeit Kaiser Friedrichs I. fast durchweg ungestört geblieben, ohne darum gerade warmer Natur zu sein. Und doch hat eben dieser Kaiser in vollem Ernst und im Zusammenhang mit seiner Hauspolitik versucht, die Hoheitsrechte des deutschen Reichs im Königreich Burgund in dessen weitesten Grenzen zur Geltung zu bringen, nachdem sie in den vorausgegangenen Regierungen daselbst in nur geringem Grade geachtet worden waren. Kaiser Friedrich hat sich im Jahr 1170 sogar zu Arles die Krone des burgundisch-arelatischen Reiches auf das Haupt setzen lassen. Es hat überdies nicht an deutschen Fürsten gefehlt, die sich von irgend einem Aerger gegen den Kaiser so weit fortreißen ließen, daß sie König Ludwig VII. von Frankreich, wenn auch ohne Erfolg, zum Kriege gegen denselben aufreizten. Man weiß, welche Bedeutung die Epoche König Philipp Augusts II. für die Geschichte Frankreichs hat. Mit den stolzesten Absichten für die Macht und Größe seines Reiches hat er sich getragen. Es sollte wieder gewaltig werden wie in den Tagen Karl des Großen, der im Munde

der nationalen Sage und Poesie ja ein französischer König gewesen war. Man darf es behaupten, in den Händen dieses Fürsten nahm die französische Politik seit langer Zeit wieder und wie noch niemals in der Epoche der Capetinger eine entschieden aggressive Gestalt an. Ihm war sein Frankreich viel zu klein; „seine Person", soll er geäußert haben, „genüge zur Herrschaft der Welt". Diese seine Stimmung hat allerdings England vor Allem empfinden müssen; aber auch gegen Deutschland richtete sich eine Spitze derselben. Zunächst hatte er es auf die Unterwerfung des Grafen von Flandern abgesehen, der aber durch den Besitz des sogenannten Reichsflandern ebenso gut ein deutscher als französischer Fürst gewesen war. Darüber drohte ein Krieg zwischen den beiden Reichen auszubrechen. Die Absichten Philipps sind, scheint es, sogar in jener Richtung noch weiter gegangen. Ist er doch noch mit dem Führer der Opposition gegen den Kaiser, dem Erzbischof Philipp von Köln, in enge Beziehungen getreten, und Heinrich der Löwe hat nach seinem Sturze seine Augen hoffend auf ihn gerichtet. Aber die allgemeinen politischen Verhältnisse und Interessen führten bald genug eine Annäherung Friedrichs und Philipps herbei, die in einem förmlichen engen Bündnisse ihren Ausdruck fand. Es war einerseits der uns bekannte Gegensatz Frankreichs zu England und andererseits die Anlehnung der deutschen Opposition an eben dieses England, die diese Wendung veranlaßt hat. Philipp August war es, der die Initiative zu dieser Verbündung ergriffen hat; und so viel lag ihm an der Fortsetzung derselben, daß er in einem Erbschaftsstreite zwischen dem Grafen von Hennegau und einem französischen Großen nach dem Wunsche des Kaisers zu Gunsten des erstern entschied. Allerdings hatte Friedrich erklärt, daß er nimmer dulden würde, daß ein französischer Fürst deutsches Gebiet erhalte! Uebrigens wird es freilich stets zweifelhaft bleiben, ob dieses französische Bündniß den wahren Interessen des deutschen Reiches entsprochen hat. Eine Allianz mit England, möchte man meinen, hätte um Vieles näher gelegen; die Erstarkung und innere Abrundung Frankreichs konnte doch nicht der Wunsch Deutschlands sein. Daß dem großen Kaiser diese Kehrseite des Verhältnisses entgangen sei, ist nicht wahrscheinlich; gewiß ist aber, daß ihn, wie schon angedeutet, nebst den allgemeinen Konjunkturen die Verbindung der hierarchisch-fürstlichen Opposition mit England auf die andere Seite geführt hat.

Unter K. Heinrich VI. schien in der eben betretenen Richtung eine Wendung eintreten zu sollen. Man kennt die kühne, weltumspannende und doch zugleich realistische Politik dieses Kaisers. Seine Schuld war es nicht, daß die deutsche Krone so bald der Spielball der Parteien und der Preis für gemeine Käuflichkeit geworden ist, während die französische gerade jetzt ihre Erblichkeit zu sichern wußte. In dem Verhältniß zu K. Richard Löwenherz trafen seine und Philipp Augusts Interessen zwar noch zusammen: aber kaum daß diese Frage erledigt war, gab Heinrich deutlich genug zu verstehen, daß nicht bloß ein Personenwechsel auf dem deutschen Throne vor sich gegangen sei. Mußte doch König Richard als Preis seiner Freilassung seine sämmtlichen Staaten dem Kaiser zu Lehen auftragen, und zu diesen zählten auch die englischen Besitzungen auf französischem Boden, die ihrerseits wieder französische Lehen waren. Und um den letzten Zweifel seiner Absichten gegenüber Frankreich zu zerstreuen, belehnte er den König von England zugleich mit dem burgundisch-arelatischen Reiche, eine Maßregel, über deren Sinn es nur Eine Meinung geben konnte. Genug, Kaiser Heinrich ging offenbar darauf aus, das mit Erfolg aufstrebende Frankreich wieder in die Stellung zurückzuwerfen, die es vor den Kreuzzügen eingenommen hatte. Zu diesem Zwecke hätte es ihm jedoch vor Allem vergönnt sein müssen, dieser seiner Politik lebendige Gestalt zu geben und sie an den Thatsachen durchzuführen, wenn sie überhaupt durchführbar war. Möglich erscheinen durfte es zwar, Frankreich sein um sich greifendes Wachsthum zu erschweren; aber als ein vergebliches Unternehmen muß es bezeichnet werden, seine nationale Autonomie in dem Augenblick brechen zu wollen, in dem es alle seine Kräfte so gewaltig entwickelte. In der Philosophie, Poesie, im Ritterthum und was damit zusammenhing war es bereits allen andern Nationen vorausgeeilt; und auch die Deutschen waren daran, in allen diesen Dingen nicht immer mit voller Wahrung ihrer Eigenartigkeit in die Schule derselben zu gehen. Und nicht lange hat es gedauert, so begab sich der deutsche Adel in Sachen der Sitte, der Mode, der Sprache ꝛc. in eine Abhängigkeit von Frankreich, die viel weiter und tiefer ging, als man in der Regel anzunehmen pflegt.

Unter allen Umständen jedoch war der frühe Tod Kaiser Heinrichs VI. ein schweres Verhängniß für Deutschland. Eine der Folgen desselben ist auch gewesen daß die durch ihn nahezu ab-

gerissenen Beziehungen zu Frankreich wieder angeknüpft wurden. Man weiß, es geschah eine Doppelwahl: die staufische Partei erhob Philipp von Schwaben, die antistaufische einen Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, den man zugleich als den Erwählten der Opposition aus der Zeit Kaiser Friedrichs I. bezeichnen darf, die sich aufs engste an England angelehnt hat. Und in der That ist der Gegenkönig nicht ohne sichtlichen Einfluß der englischen Politik gewählt worden. Unter diesen Umständen und bei dem fortdauernden Gegensatz zwischen Frankreich und England ergab es sich wie von selbst, daß K. Philipp von Frankreich sich mit unverkennbarer Eile dem Erwählten der staufischen Partei näherte und noch vor dessen Krönung ein Bündniß mit ihm schloß, dessen Spitze unmittelbar gegen König Richard gerichtet war und das keine Veränderung erlitt, als ihm der unfähige Johann (ohne Land) auf dem englischen Thron folgte, und als Papst Innocenz III. Alles aufbot, Richard zu Gunsten des Welfen umzustimmen und das staufisch-französische Bündniß zu sprengen. Gestützt auf diese Situation hat Philipp auf Kosten König Johanns u. a. die Eroberung der Normandie vollendet, ein für die Abrundung des französischen Staatsgebietes höchst wichtiger Erfolg, während Philipp von Schwaben von seiner Verbindung mit Frankreich keinen nennenswerthen Nutzen gezogen hat. Demnach kann man sich vorstellen, welch unangenehmen Eindruck auf den französischen König die Ermordung des Staufen und die ihr folgende allgemeine Anerkennung König Otto's IV. in Deutschland gemacht hat. Allerdings, nicht die Person des gemordeten Königs, sondern die Verstärkung, die durch die allgemeine Anerkennung König Otto's und seine nun unausbleibliche Erhebung auf den kaiserlichen Thron der Macht Englands, die ja doch schützend die Hand über ihn hielt, zufallen mußte, rief diesen Eindruck hervor. Philipp war aber zugleich fest entschlossen, dieser drohenden Gefahr gegenüber die Hände nicht in den Schooß zu legen. Das Gegenmittel lag nahe genug: an die Stelle des gefallenen Gegenkönigs mußte ein anderer gesetzt werden. Schlimm genug für Deutschland, daß die Lage der Dinge dahin gediehen war, und daß eine ausländische Macht in dieser verhängnißreichen Art in unsere innern Verhältnisse eingreifen durfte; es war das aber die bittere Frucht der vorausgegangenen, auf eine universelle Machtstellung gerichteten Entwickelung. Während das deutsche Königthum im Kampfe mit der Hierarchie und dem Fürstenthum sich verblutete, war das französische herangewachsen und hatte, sich auf seine innere Kräftigung beschränkend, von dem nationalen Genius begünstigt, die großen Vasallen und Barone gezähmt oder doch neutralisirt, und fühlte sich jetzt in der Lage, in den großen Gang der europäischen Dinge nach Maßgabe seines Nutzens und in der empfindlichsten Weise einzugreifen. So wendete sich Philipp August denn jetzt an den Papst, um ihn gegen den Welfen Otto einzunehmen und von dessen Anerkennung abzureden. Bereits glaubte er einen deutschen Fürsten — den Herzog von Brabant — gefunden zu haben, der als Gegenkönig in seinem Sinne das französische Interesse in Deutschland vertreten sollte. Zugleich, scheint es, beabsichtigte er, von diesem seinem Erwählten als Lohn einige bequem gelegene deutsche Städte — etwa Kammerik (Cambray), Metz, Toul, Verdun u. s. f. — sich abtreten zu lassen. Indeß so schnell verwirklichte sich jener sein erster Gedanke doch nicht. Weder der Papst noch die deutschen Fürsten wollten vorläufig seinen Wünschen und Anträgen ein geneigtes Gehör schenken: die Fusion der welfischen und staufischen Partei wurde durchgeführt und Philipp mußte seine Absichten vertagen. Freilich wurde seine Geduld auf keine zu schwere oder lange Probe gestellt. Bekanntlich zerriß das gute Einvernehmen zwischen König Otto IV. und dem Papste bald genug: Otto machte in allem Ernst Miene, die staufischen Principien auch in Bezug auf Italien durchzuführen. Dieses sein Beginnen führte zum Bruche mit Innocenz III., der sich sofort erhob, ihn zu vernichten. Und zwar sollte es ein Gegenkönig sein, dem diese Aufgabe zugedacht wurde. Und nun begegneten sich die Gedanken des Papstes und des Königs von Frankreich: in Deutschland und bei der unter den Fürsten herrschenden Stimmung war es ein Leichtes, einen ausreichenden Abfall von dem Welfen herbeizuführen. Nur richteten sich jene Gedanken dieses Mal nach einer anderen Seite: der junge König Friedrich von Sicilien, der Stammhalter des staufischen Hauses, wurde dem Welfen entgegengestellt. Der König von Frankreich ist es gewesen, der ihn zuerst genannt hat. Das Uebrige ist bekannt. Friedrich übernahm die ihm zugedachte Rolle, ging nach Deutschland und wurde schnell von dem größten Theile der Fürsten als König anerkannt. Dann hielt er eine Zusammenkunft mit Philipp August an der Grenze ihrer beiden Reiche — in der Nähe von Toul — und schloß ein förmliches, vor Allem gegen König Johann von England

und dessen Neffen, König Otto, gerichtetes Bündniß mit ihm. Dagegen zahlte Philipp August seinem neuen Verbündeten Subventionen von ungewöhnlicher Höhe, die dieser, freigebig wie er war, unter die deutschen Fürsten vertheilte. Der König von Frankreich erntete in der That in kurzer Zeit die erwartete Frucht dieser seiner Politik. König Johann von England hatte eine Art von Koalition gegen ihn zu Stande gebracht, in die außer verschiedenen französischen Großen auch einige deutsche Fürsten des Niederrheins eingetreten waren, und die besonders auch auf Kaiser Otto IV. und die Macht berechnet war, die ihm von seinem Kaiserthum noch übrig geblieben war. Otto trug gegen Philipp August einen glühenden Haß, weil er in ihm die eigentliche Quelle der über ihn hereingebrochenen Demüthigung nicht ganz mit Unrecht erblickte; er hatte daher auch das Schlimmste gegen denselben im Sinne. Aber der Ausgang des Kampfes — bei Bouvines in Flandern — sprach unzweideutig zu Gunsten des Gegners: es war eine und dieselbe Niederlage, worin der Stern Johanns und Otto's unterging. Die Franzosen erkannten sich in diesem Siege als eine Nation, und ihre Achtung vor den deutschen Waffen sank seitdem um ein Erhebliches. König Philipp hatte seinen Zweck erreicht. Kaiser Otto, der Verbündete Englands, war seitdem ein verlorener Mann, der ihm weder unmittelbar noch mittelbar mehr gefährlich werden konnte. So hatte die Erhebung des Enkels Barbarossa's zunächst französischen Interessen mit dienen müssen. Es wäre nun aber ein Irrthum, zu meinen, daß Kaiser Friedrich II. im weiteren Verlaufe etwa Frankreich gegenüber eine unselbständige Haltung eingenommen habe. Er hat die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht erhalten, ohne deswegen zu England in eine feindselige Stellung zu treten. Hat er späterhin doch sogar eine englische Prinzessin zur Ehe genommen. Und ebenso wenig könnte man sagen, daß die französische Politik die schweren Verwickelungen, in die Kaiser Friedrich gerathen ist, in gewaltsamer Weise zu ihren Gunsten auszubeuten versucht hätte. König Ludwig IX. hat notorisch in den verzweifelten Kämpfen zwischen dem Kaiser und den Fürsten eine wohlgemeinte und aufrichtige Neutralität beobachtet und hätte, wenn möglich, zwischen den Kämpfenden gerne vermittelt. Dagegen jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß an der flandrischen Grenze und noch mehr in Südburgund (Provence) auch unter Ludwig IX. die französische Politik ihre Hebel ansetzte, wenn auch mit Duldung oder Zulassung von Seite des Kaisers. Von dieser Zeit datirt die Festsetzung der Franzosen jenseits der Rhone und an der Küste von Marseille. Wir werden noch darauf zurückkommen. Im Uebrigen brachte Ludwig IX. die innern Zustände Frankreichs in eine musterhafte Ordnung und führte er die Konsolidirung derselben mit dem größten Erfolge fort, während in Deutschland die Zersetzung und Zerrüttung immer mehr und furchtbarer um sich griff und die Hoheit des Reichs mit seiner Dynastie zugleich unterging. Es ließ sich voraussagen, was geschehen würde, wenn gegenüber dem unaufhaltsamsten Fortschreiten der Territorialität und der damit zusammenhängenden wachsenden Ohnmacht der Reichsgewalt in Deutschland die Kraft der französischen Nation und des sie repräsentirenden Königthums sich wieder gegen uns wendete. Und diese Eventualität stand bereits vor der Thüre. Sie schließt sich unmittelbar und nicht zufällig an den Sturz des Kaiserthumes an.

Prof. Wegele.

Nekrolog.

Chopin, Jean, russischer Staatsrath, bekannt durch seine Schriften über die Geschichte und die Antiken des Orients, † in Petersburg.

Flahault de la Billarderie, Auguste Charles Joseph, französischer Diplomat, ehemaliger Adjutant Napoleons I., † am 2. September in Paris. Er war geboren am 21. April 1785 in der Picardie, zeichnete sich vielfach in den napoleonischen Kriegen aus und wurde bei Leipzig zum Divisionsgeneral ernannt, 1815 zum Pair erhoben. Nach dem Sturz des Kaisers ging er ins Exil, 1831 war er Gesandter in Berlin und 1841—48 in Wien. Napoleon III. ernannte ihn zum Mitglied der konsultativen Kommission und 1853 zum Senator.

Lehmann, Peter Martin Orla, dänischer Staatsmann, Führer der nationalen Partei, † am 12. September in Kopenhagen. Er war geboren am 19. Mai 1810, trat früh für die Erstrebung einer ständischen Reichsverfassung ein, war 1848 einer der Hauptstimmführer der Nationalpartei, bis November 1848 Minister ohne Portefeuille, dann Kreisamtmann in Jütland und von 1861—63 Minister des Innern.

Pabst, Hermann, trefflicher Historiker, fiel am 16. August bei Mars-la-Tour. Er hatte schon als Student eine Geschichte des longobardischen Herzogthums geschrieben, promovirte 1864 in Berlin und schrieb zu diesem Zweck: „De Ariberto II Mediolanensi primisque medii aevi motibus popularibus". Gleichzeitig besorgte er die Herausgabe des 2. Bandes von Hirsch' „Jahrbücher Heinrichs II.", seine Hauptthätigkeit aber war den „Monumenta Germaniae historica" gewidmet.

Pemberton, Ch., britischer Oberstlieutenant, militärischer Berichterstatter der „Times" im deutschen großen Hauptquartier, fiel in der Schlacht bei Sedan.

Watzdorf, Bernhard von, sachsen-weimarischer Staatsminister, † am 15. September in Weimar. Er war geboren am 2. December 1803 auf dem Schlosse Berga im Weimarischen, wurde 1840 Oberappellationsgerichtsrath in Dresden und Ministerialrath bei dem königl. Gesammt-

ministerium, 1843 aber Staatsminister in Weimar. 1849 fungirte er als Reichskommissär in Dresden, 1850 als Vicepräsident des Erfurter Parlaments, auch hatte er Theil an den Dresdener Konferenzen. Ihm gebührt ein entscheidender Antheil an der Entwicklung der Verfassungszustände und der Gesetzgebung in Weimar.

Neue Bücher.

Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland, von A. Wagner. 1.—3. Aufl. Leipzig, Duncker und Humblot.

— — sind und bleiben unser. Von Wolfg. Menzel. Stuttgart, Kröner.

Elsaß und Lothringen eine deutsche Provinz. Von W. Maurenbrecher. Berlin, Weber.

— — Was fordern wir von Frankreich. 1870. Von H. v. Treitschke. Berlin, Reimer.

Konrad II. Die Kanzlei Kaiser Konrads II., von H. Breßlau. Berlin, Adolf.

Kunst.

Maher, Christian, geschätzter Kupferstecher, Mitglied der Akademie der bildenden Künste und Verwaltungsrath des österreichischen Kunstvereins, † am 5. September in Wien, 58 Jahre alt. Er hatte eine besondere Vorliebe für Rahls Werke, und es ist ihm gelungen, die malerische Wirkung der Schöpfungen des Meisters im Stiche (Schabmanier) wiederzugeben.

Yarmouth, Marquis von Hertford, bekannt als Käufer zahlreicher Kunstschätze und Besitzer fast aller Eckhäuser des Boulevard des Italiens, † in hohem Alter laut Meldung aus Paris vom 26. August.

Physik.

Die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Physik. Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß der Fortschritt der Wissenschaft in Frankreich, gegenüber demjenigen in anderen Kulturländern der Gegenwart, wie z. B. in Deutschland, in England, in Nordamerika, gehemmt erscheint. Wie auf allen andern Gebieten, so wird auch auf dem Felde der Naturwissenschaften in Frankreich viel, sehr viel producirt; aber das, was dort zu Tage tritt, dokumentirt vielfach gewaltige Rückschritte gegenüber dem gewaltigen Drängen nach Vorwärts, welches sich auf allen Gebieten der Naturwissenschaft besonders in der neueren Zeit kund gibt. Wenn man die voluminösen Sitzungsberichte der Pariser Akademie der Wissenschaften kritisch durchgeht, so reducirt sich das dort Mitgetheilte auf ziemlich Wenig von wirklichem Werthe, das Uebrige zergeht meist in allgemeinen Phrasen. Und unter jenem Wenigen ist noch ein beträchtlicher Theil als Arbeit deutscher Forscher hervorzuheben, deutscher Gelehrten, die es für nöthig oder vortheilhaft erachten, die Resultate ihrer Untersuchungen der Pariser Akademie devotest zu unterbreiten. Wir wissen nicht, welche Gründe in bestimmten Fällen für ein derartiges Verfahren maßgebend sein mögen, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die großen wissenschaftlichen Körperschaften Deutschlands und ihre Organe für Arbeiten deutscher Forscher durchaus geeignete Aufnahmeorte seien, und dies um so mehr, als der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen Europa's vorzugsweise hier, sicherlich aber nicht im Schooße der Pariser Akademie liegt, welche fortfährt, durch wissenschaftliche Leichtfertigkeit und Coterie sich in den Augen der gebildeten Franzosen selbst immer mehr und mehr herabzusetzen. Man sollte in Deutschland bedenken, daß die Zeiten, in denen die Pariser Akademie das Centrum der wissenschaftlichen Bestrebungen des Kontinents war, vorüber sind und, so wie die Sachen jetzt stehen, wohl auch nicht wiederkehren dürften.

In unserm ersten Berichte über die neuesten Fortschritte der Physik (Ergänzbl., Bd. V, S. 362) hoben wir u. A. auch die Bemühungen des Herrn Leray zur Aufstellung einer neuen Theorie der Gravitation hervor. Herr Lecoq de Boisbaudran zu Cognac hat der Pariser Akademie ebenfalls Untersuchungen über diesen Gegenstand unterbreitet. Er ist mit seinem Rivalen auf demselben Gebiete in einigen Punkten in Uebereinstimmung, weicht aber in andern von dessen Ansichten ab. Wie es mit diesen Untersuchungen aussieht, beweist wohl am besten der Schluß, zu dem er gelangt, daß nämlich die Anziehung nicht genau den Massen proportional sei, und daß das Newtonsche Attraktionsgesetz bloß eine

Annäherung an die Wahrheit darstelle. Diese Meinung theilt natürlich neben Herrn Lecoq kein Physiker, denn in der That hat sich das Newtonsche Attraktionsgesetz stets bestätigt, und es finden sich in der ganzen Natur keinerlei Andeutungen vor, daß dasselbe eines Zusatzes bedürfe. Abgesehen von ihren Irrthümern sind die Herren Leray und Lecoq als Leute zu betrachten, die von dem dermaligen Zustande der Physik etwas kennen; das kann man aber von Herrn Dr. Eduard Löwenthal in keiner Weise behaupten. In einem kleinen Schriftchen „Das Gesetz der sphärischen Molekularbewegung als Fundament zum Neu- und Umbau der Astronomie, Dynamik, Physik und Physiologie" unternimmt es derselbe, auf 33 Druckseiten und mit Hülfe einer Figurentafel die genannten Wissenschaften in ihren Principien als haltlos darzustellen. Wie weit dieser Herr in seiner naturalistischen Forschung schon gekommen ist, beweist die fast unglaublich erscheinende Thatsache, daß bei ihm die Abwechslung von Tag und Nacht nicht dadurch hervorgebracht wird, daß die Sonne nur eine Hälfte der Erdkugel bescheinen kann und letztere ihr in 24 Stunden nach und nach alle Seiten zuwendet. „Daß das so intensive sphärische Licht", sagt Löwenthal, „welches im Sommer wie im Winter bei Tage leuchtet, bloß die direkte Ausstrahlung eines Weltkörpers sein solle, und daß eine so kleine Kugel im Weltall, wie die Erde, trotz ihrer großen Entfernung von der Sonne dieses ganze Tageslicht auch in den oberen Sphären dadurch vollständig verdrängen soll, daß sie der Sonnen-Laterne bei Nacht eine andere Seite zudreht, das ist optisch unmöglich." Sapienti sat!

Von ganz anderer Art als das bis jetzt Angeführte sind die Schlüsse, durch welche Sir William Thomson zu Werthen für die lineare Größe der kleinsten physikalischen Theilchen, welche man Atome oder Moleküle nennt, gelangt. Es kann nicht beabsichtigt werden, an dieser Stelle den Ideengang des schottischen Physikers Schritt für Schritt wiederzugeben. Es muß genügen, zu bemerken, daß sich Thomson hauptsächlich auf die Untersuchung von Clausius über die Bahnen der Moleküle der Gase und von Joule über die Geschwindigkeiten derselben stützt. Die gegenwärtig angenommene Theorie der Gase lehrt, daß sich die Gasmoleküle geradlinig mit konstanten Geschwindigkeiten bewegen, aber bei dieser Bewegung von Zeit zu Zeit durch Stöße aufeinander beeinflußt werden. Clausius hat nun scharfsinnig gezeigt, daß die mittlere Länge der Bahn, welche ein Atom zwischen zwei Stößen beschreibt, sich zum Durchmesser des Atoms verhält wie der Raum, in dem sich die Atome bewegen, zur achtfachen Summe der Volumina dieser Atome. Nun beträgt nach Joule, Maxwell und Clausius die mittlere Geschwindigkeit der Atome des Sauerstoffs und des Stickstoffs bei gewöhnlicher Temperatur und gewöhnlichem Druck der Atmosphäre in jeder Sekunde 500 Meter und die Zeit zwischen zwei Stößen im Mittel $^1/_{5,000,000,000}$ Sekunde. Sonach ist die lineare Länge des Weges eines Atoms zwischen zwei aufeinanderfolgenden Stößen sehr nahe $^1/_{100,000}$ Centimeter. Weiter haben gewisse Untersuchungen von Regnault, Faraday u. A. zu dem begründeten Schlusse geführt, daß keines der gewöhnlichen Gase 40,000mal dichter gemacht werden kann, als es im normalen Zustande ist, ohne daß sein ganzes Volum kleiner wird als die Summe der Volumina der einzelnen Moleküle, wobei jene Volumina kugelförmig und ihr Radius als die Hälfte der kürzesten Entfernung, welche die Moleküle bei einer großen Zahl von Stößen erreichen, angenommen wird. Hieraus ergibt sich, daß die mittlere Bahnlänge eines Atoms zwischen je zwei Stößen nicht größer als gleich dem 5000fachen Durchmesser eines Gasatoms sein kann. Diese selbige Länge wurde aber oben zu $^1/_{100,000}$ Centimeter gefunden, daher muß der Durchmesser eines Gasatoms nahezu $^1/_{500,000,000}$ Centimeter betragen, während die Gesammtzahl dieser Atome in einem Kubikcentimeter jener Gase von gewöhnlicher Dichte 6000 Trillionen beträgt. Die Dichtigkeiten der uns bekannten Flüssigkeiten und festen Körper variiren zwischen dem 500- und 16,000fachen von jener der atmosphärischen Luft, sonach variiren die Gesammtmengen ihrer Moleküle oder Atome in einem Kubikcentimeter zwischen 3 Quadrillionen und 1000 Quadrillionen, die mittleren Abstände der Centra je zweier Moleküle zwischen $^1/_{140,000,000}$ und $^1/_{460,000,000}$ Centimeter. „Um sich die durch diese Zahlen gegebene Körnigkeit vorzustellen", sagt Thomson, „denke man sich einen Regentropfen und lasse ihn zum Umfange der ganzen Erde anschwellen, während die Atome, welche ihn bilden, in gleichem Verhältnisse wachsen. Dann würden diese letztern sich etwas gröber als ein Haufe von Flintenkugeln, aber kleiner als ein Haufe von Kricketkugeln darstellen."

Eine neue Theorie der Endosmose ist von A. Rosenstiehl aufgestellt und in ihren Konsequenzen geprüft worden. Dieser Natur-

forscher äußert hierbei ähnliche Gedanken wie bereits vor einigen Jahren Fick. Er sieht in der sogenannten „osmotischen Kraft" ein Analogon der elastischen Kraft der Dämpfe. „Zwischen der gehobenen Flüssigkeitssäule eines Endosmometers und dem Stempel, den die elastische Kraft der Dämpfe bewegt, gibt es nur die Verschiedenheit, daß das Medium, in welchem die mechanische Arbeit geleistet wird, ein verschiedenes ist. Dagegen existirt die wichtige Analogie, daß in beiden Fällen eine elastische Materie sich ausdehnt und eine proportionale Wärmemenge in mechanische Arbeit umgesetzt wird."

Eine Reihe sehr interessanter Untersuchungen bezüglich des Ueberganges aus dem gasförmigen in den flüssigen Zustand hat Herr Andrews seit Jahren angestellt und die Resultate davon unlängst veröffentlicht. Er benutzte hierbei hauptsächlich die Kohlensäure, die er bei verschiedenen Temperaturen und Drucken behandelte. Schon im Jahre 1863 hatte er bemerkt, daß Kohlensäure, die durch genügenden Druck zum Theile flüssig geworden war, ein allmähliges Verwischen der Trennungsfläche zwischen dem flüssigen und gasförmigen Theile zeigte, wenn die Temperatur auf etwa 13° C. gesteigert wurde, ja daß diese Trennungsfläche schließlich ganz verschwand. Genauere Untersuchungen zeigten später, daß der Punkt, bei welchem in Folge der Gegenwirkung der Wärme die Kohlensäure nicht mehr durch Druck verflüssigt wird, bei + 30,9° C. liegt; Herr Andrews nennt ihn den „kritischen Punkt". Bei etwas geringeren Temperaturen findet zwar auch kein Flüssigwerden mehr Statt, allein schon sehr unbeträchtliche Schwankungen im Drucke erzeugen eine beträchtliche Dichtigkeitsänderung. Indem der genannte Forscher das Verhalten der Kohlensäure zwischen den Temperaturen von + 13° und + 48° C., sowie unter Drucken von 48 bis 109 Atmosphären genau studirte, gelangte er zu dem Ergebnisse, daß der gasförmige und der flüssige Zustand nur weit auseinander liegende Formen des nämlichen Zustandes seien, und daß man beide durch unmerkliche Abstufungen in einander übergehen lassen könne.

Untersuchungen über die Zusammendrückbarkeit der Gase unter hohem Drucke und über die Gültigkeit des Mariotte'schen Gesetzes hat Cailletet angestellt, und zwar mit Wasserstoff und atmosphärischer Luft. Das von ihm erhaltene Ergebniß, daß das Mariotte'sche Gesetz nur annähernd richtig ist und bei einigermaßen hohen Drucken recht bedeutende Abweichungen vorkommen, ist übrigens von anderer Seite her längst nachgewiesen worden. Es genügt daher hier, die Zahlen für das Verhältniß zwischen Volumen und Druck, zu welchem der Beobachter gelangte, anzugeben:

Zahl der Atmosphären	Wasserstoff	atmosphärische Luft
60	0,9810	1,0131
80	—	1,0118
90	—	1,0106
100	0,9552	1,0098
125	0,9412	1,0062
150	0,9372	1,0047
175	—	1,0027
200	0,9158	0,9990
225	0,9078	0,9862
250	0,9001	0,9792
275	—	0,9599
300	0,8761	0,9465
325	0,8670	0,9230
350	0,8537	0,9047
375	—	0,8929
400	0,8347	0,8672
450	0,8136	0,8265
500	0,7893	0,7927
605	0,7580	0,7215
705	—	0,6660

Sehr feine Untersuchungen über die Abhängigkeit des Elasticitätskoëfficienten verschiedener Metalle von der Temperatur hat Kohlrausch angestellt. Die Veranlassung zu dieser Arbeit gaben die älteren und weniger genauen Versuche von Wertheim, aus denen sich ergeben hatte, daß die Elasticität einiger Metalle, besonders des Eisens, mit steigender Temperatur anfangs zunehme, in höheren Temperaturen aber wieder geringer werde. Kohlrausch wandte zu seinen Untersuchungen die feine Methode der Beobachtung der Schwingungsdauer an. Wenn man nämlich ein an einem Draht angehängtes Gewicht in drehende Schwingung versetzt, so ergibt der reciproke Werth des Quadrates der Schwingungsdauer ein genaues Maß für den Torsionskoëfficienten des Drahtes, und kleine Aenderungen dieses Koëfficienten können mit großer Schärfe ermittelt werden. Kohlrausch hat auf diese Weise die drei praktisch am wichtigsten Metalle: Eisen, Kupfer und Messing, untersucht. Es ergab sich, daß die mittlere Aenderung des Elasticitätskoëfficienten für die drei untersuchten Metalle nicht sehr verschieden ist. Derselbe nimmt nämlich ab, wenn man das Metall von 0° auf 100° erwärmt, beim Eisen um 4,6 %, beim Kupfer um 5,5 %, beim Messing um 5,6 %. Ferner zeigt sich die Abnahme der Elasticität aller dreier Metalle für gleiche Temperaturdifferenzen in höheren Temperaturen größer. Bei Kupfer und

Eisen ist diese Zunahme aber fast unmerklich, beim Messing dagegen erheblicher. Es beträgt nach den von Kohlrausch berechneten Formeln die Aenderung auf 1°:

	bei 0°	bei 100°
für das Eisen . .	0,000447	0,000482
= = Kupfer . .	0,000520	0,000576
= = Messing . .	0,000428	0,000699

Die von Kohlrausch für die Torsionselasticität erhaltenen Werthe zeigen nichts von dem Verhalten, welches aus Wertheims Versuchen für das Eisen folgen würde. Es kann nun allerdings nicht ohne Weiteres behauptet werden, daß der Elasticitätskoëfficient der Ausdehnung nach demselben Gesetze abnimmt wie derjenige der Torsion, sehr wahrscheinlich aber ist der Unterschied, falls ein solcher überhaupt besteht, nur unbedeutend.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in Röhren ist neuerdings wiederum der Gegenstand von Untersuchungen geworden, und zwar seitens des Herrn Seebeck. Das Ergebniß dieser nach einer neuen Methode angestellten Versuche war, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in Röhren geringer ist als im unbegrenzten Raume und dabei abhängt: 1) von der inneren Oberfläche der Röhre, 2) von der Größe des Querschnitts derselben, der Art, daß (wenigstens in engen Röhren) der Verlust an Schallgeschwindigkeit dem Röhrendurchmesser umgekehrt proportional ist; 3) der Art von der Höhe der Töne, daß sie geringer für tiefe als für hohe Töne ist. Dagegen entspricht die Schallgeschwindigkeit in Röhren nicht der von Kirchhoff (unter der Annahme, daß die Abnahme der Geschwindigkeit bedingt sei durch die Wärmeabgabe an die Röhrenwände) berechneten Formel, weil der Verlust der Schallgeschwindigkeit nicht, wie diese Formel verlangt, umgekehrt proportional der Quadratwurzel aus der Schwingungszahl ist.

Mit Bestimmungen der absoluten Geschwindigkeit der Schallbewegung in Röhren hat sich Herr André beschäftigt, indem es ihm gestattet war, eine Röhrenleitung zu benutzen, die bei den Kanalarbeiten zwischen Aisne und Marne gelegt worden war. Es ergab sich aus diesen Versuchen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in der Luft der Röhrenleitung, reducirt auf 0° C., der Werth von 326,6 Meter, wobei die Temperatur der Röhre, die größtentheils der Sonne ausgesetzt war, zu 40° C. angenommen wurde. Als die Röhrenleitung mit Wasser gefüllt wurde, ergab sich eine Geschwindigkeit des Schalles von 897,8 Meter in der Sekunde. Dieser Werth weicht ungemein von demjenigen (1435 Meter pro Sekunde) ab, den Colladon und Sturm bei ihren Versuchen im Genfer See erhielten; ebenso ist er weit geringer als das Resultat von 1173 Metern, zu welchem Wertheim gelangte, als er Versuche mit messingenen Orgelpfeifen anstellte, welche in Wasser eintauchten.

Eine sehr interessante Wahrnehmung über Anziehung durch Schwingungen ist von Herrn Guthrie der königlichen Gesellschaft zu London mitgetheilt worden. Derselbe fand, daß, wenn man eine schwingende Stimmgabel in die Nähe eines kleinen Stückchens Kartenblatt bringt, dieses letztere sich der Gabel zu nähern strebt. Die früher von Faraday an tönenden Körpern nachgewiesenen Luftwirbel können die Erscheinung nicht bedingen, denn jenes Annähern findet aus weit größern Entfernungen Statt, als die Ausdehnung jener Luftwirbel beträgt. Ein analoges Bestreben zur gegenseitigen Annäherung findet auch zwischen zwei tönenden Stimmgabeln Statt, gleichgültig in welcher Richtung ihre Schwingungsebenen zu einander stehen. Veranlaßt durch die Mittheilungen Guthrie's veröffentlichte Herr Schellbach einige analoge Beobachtungen. „Ich brachte", sagt der Beobachter, „die Flammen eines Stearinlichtes fast in Berührung mit einer horizontal befestigten Stimmgabel. Sobald ich die Stimmgabel anstrich, wurde die Flamme ganz deutlich abgestoßen so lange, als die Gabel tönte. Befand sich die Flamme unter der Gabel, so wurde sie niedergedrückt und zu einer Scheibe abgeplattet. Aehnliche Erscheinungen zeigten vertikal befestigte Klangscheiben und Orgelpfeifen. Eine Lichtflamme an der Mündung eines Resonanzkästchens mit einer Stimmgabel, die in der Sekunde 512 einfache Schwingungen machte, wurde stark und immerwährend abgestoßen, so lange die Stimmgabel tönte. Bei stärkerem Tönen der Stimmgabel erlosch das Licht. Eine Gasflamme von einem Centimeter Länge, die aus einem engen Glasrohre strömte, spaltete sich an der Mündung des Kästchens in zwei Zungen. Der von Räucherkerzchen ausströmende Rauch wurde ebenfalls abgestoßen. Gleich im Anfange meiner Versuche bemerkte ich, daß an Fäden hängende Hollunderkugeln angezogen wurden, sowohl von einer tönenden Stimmgabel als von vertikal befestigten Klangscheiben. Von dem erwähnten Resonanzkästchen wurden leicht bewegliche Metallscheiben und Kugeln, selbst wenn die Massen 120 Gramm

schwer waren und sich 8 Centimeter weit von der Mündung befanden, deutlich angezogen und zur Berührung mit dem Kästchen gebracht. Es scheinen aber nicht alle Stimmgabeln diese Erscheinungen in gleicher Stärke hervorzurufen, denn als ich im verflossenen Herbste dieselben Versuche mit anderen Apparaten ausführen wollte, mißlangen sie." Es dürfte noch nicht an der Zeit sein, theoretische Erklärungen der mitgetheilten, merkwürdigen Beobachtungen aufstellen zu wollen; jedenfalls knüpft sich ein großes Interesse an die Wiederholung dieser und ähnlicher Versuche.

Bereits in dem ersten Berichte über die Fortschritte der Physik wurde der Arbeiten des Professors Lallemand in Montpellier über das Verhalten des polarisirten Lichtes in Flüssigkeiten gedacht. Dieser Gelehrte hat im ferneren Verlaufe seiner Studien die genannten Untersuchungen auch auf feste durchsichtige Körper ausgedehnt und ist dabei zu analogen Resultaten gelangt wie früher bei den flüssigen Substanzen. Bei den neuen Untersuchungen wurde der feste Körper zu einem Würfel oder einem geraden Prisma geschnitten, und nachdem die Flächen sorgfältig polirt waren, ein nach der Horizontalen polarisirtes Lichtbündel senkrecht zu zwei parallelen Flächen hindurchgesandt. Bei Versuchen mit weißem Glase erkannte man bei senkrechter Ansicht zur Axe des Lichtbündels, daß das intensivste Leuchten in horizontaler Richtung Statt findet. Das Licht ist vollkommen weiß, zeigt im Spektroskop die Hauptlinien des Sonnenspektrums und ist vollkommen polarisirt, falls das Glas ohne Fluorescenz ist. Blickt man dagegen in vertikaler Richtung durch den Glaswürfel, so findet kein Leuchten Statt. Die Untersuchung ergab, daß sich der farblose Flußspath mit der Ausnahme, daß das fluorescirende Licht violett gefärbt ist, wie Glas verhält. Steinsalz und isländischer Spath zeigen auf der Bahn des hindurchgehenden Lichtbündels kein merkliches Leuchten. Die Arbeiten von Edmund Becquerel lehren, daß diese Körper phosphorescirend sind; sie geben im Phosphoroskop ein orangefarbenes Licht. Das Licht erregt also hier ein allgemeines Leuchten in der ganzen Masse, welches in der Bahn des dasselbe erregenden Lichtbündels nicht intensiver ist als in jedem andern Punkte. Das Leuchten durch direkte Fortpflanzung der Schwingungen ist unbeträchtlich. Professor Lallemand findet als Endresultat seiner Untersuchungen an festen Körpern eine Bestätigung des bei flüssigen Wahrgenommenen, nämlich der Behauptung, daß die Schwingungen des polarisirten Lichtes senkrecht zur Polarisationsebene Statt finden. Diesen Resultaten ist Soret entgegengetreten; er behauptet, daß bei flüssigen Körpern die von Lallemand beobachteten Erscheinungen durch die Gegenwart kleiner fester Körperchen hervorgerufen würden, welche das auffallende Licht polarisirt reflektiren. Soret bemerkt, daß es ihm bei aller Mühe, die er sich gegeben, noch niemals gelungen sei, Wasser zu erhalten, das von allen Suspensionen absolut frei gewesen wäre. Um diese kleinen Theilchen wahrzunehmen, genüge es, in einem dunklen Zimmer ein Bündel Sonnenlicht durch die in einer Glaskugel oder in einer Flasche befindliche Flasche zu senden. Gibt man dann dem Wasser eine leichte kreisende Bewegung und untersucht die Lichtspur mit der Loupe, so erblickt man deutlich die zarten Körperchen durch die Lichtspur hindurchziehen. Ferner fand Soret, daß die Lichtspur in dem Maße an Helligkeit zunahm, als die Menge der Suspensionen größer war. Soret fand auch, daß ein Lichtbündel keine sichtbar seitliche Spur beim Durchgange durch vollkommen reine Quarzstücke zeigte. Andere im diffusen Lichte sehr klar erscheinende Stücke zeigen dagegen zahlreiche Krystallisationsfehler und gleichzeitig eine breite Lichtspur, deren Grund natürlich in dem Mangel an Gleichmäßigkeit der Masse liegt, und die ganz die nämlichen Polarisationserscheinungen darbietet. Nach diesen Anschauungen würden die Untersuchungen von Lallemand einen Werth für die Theorie der Lichtpolarisation nicht füglich mehr beanspruchen können. Die Zukunft muß hier entscheiden.

Eine neue Methode, die Brechung und Dispersion undurchsichtiger Körper, die freilich in hinreichend dünnen Schichten ohne Ausnahme durchsichtig werden, zu bestimmen, hat Herr Wernicke in Anwendung gebracht. Dieselbe beruht darauf, die Interferenzfarben, welche solche Schichten zeigen, spektroskopisch zu untersuchen und aus der Lage der dunklen Streifen die Brechungsindices derselben zu bestimmen. Auf diesem Wege bestimmte der genannte Forscher den Brechungsindex für die Linie D beim Kupferoxydul zu 2,795, beim Bleisuperoxydhydrat zu 2,229, beim Mangansuperoxydhydrat zu 1,862.

Die Berechtigung der vielfach verbreiteten populären Meinung, daß das Licht einen hemmenden Einfluß auf die Verbrennung ausübe, ist unlängst von C. Tom-

linson untersucht worden, indem er Kerzen von möglichster Uebereinstimmung im Dunklen, im diffusen Tageslichte und im Sonnenscheine brennen ließ und den Gewichtsverlust derselben pro Stunde bestimmte. Es ergab sich aus diesen mit aller möglichen Sorgfalt angestellten Untersuchungen, daß in einigen Fällen der Gewichtsverlust im Dunklen größer war als im Tageslichte, daß in andern Fällen aber ebenso bestimmt das Gegentheil eintrat, so daß also mit Sicherheit jeder Einfluß des Sonnenlichtes in dieser Beziehung in Abrede gestellt werden muß.

Die Beziehung zwischen der Leuchtkraft der Gasflammen und der Menge des verbrauchten Gases ist von dem in allen seinen Arbeiten so vorsichtigen und genauen Professor Silliman in Newyork studirt worden. Die bisherige Ansicht, daß die Leuchtkraft dem Gasverbrauche einfach proportional sei, muß hiernach aufgegeben werden, vielmehr ergeben die Versuche mit großer Uebereinstimmung, daß die Leuchtkraft wie das Quadrat des verbrauchten Gases zunimmt. Die Herren Silliman und Wurtz haben ferner den Einfluß untersucht, welchen die Beimischung von atmosphärischer Luft zum Leuchtgase auf dessen Lichtintensität ausübt. Es ergab sich, daß bei einer Beimischung von bis zu 5 % Luft der dadurch verursachte Verlust an Leuchtkraft, die ursprünglich etwa 15 Normalkerzen gleichkam, pro Procent Luft etwa 0,6 Normalkerze beträgt; für eine weitere Beimischung von Luft bis zu 12 % beträgt er pro Procent etwa 0,5 Normalkerze, bis zu 25 % Beimischung stellt er sich für jedes Procent auf 0,4 Kerze. In diesem Falle bleiben kaum 15 % der ganzen ursprünglichen Leuchtkraft vorhanden, und bei einer Zumischung von 30—40 % Luft verschwindet die Leuchtkraft fast gänzlich. Seltsamer Weise ergab sich bei analogen Versuchen, welche Schultz anstellte, daß die Beimischung von 12 % Luft zu einem Fettkohlengas unter Anwendung eines Argandschen Brenners eine Vermehrung der Lichtintensität um 3 % hervorrief, während bei anderen Brennern pro Procent Luftzusatz etwa 2 % Licht verloren wurden. Professor Silliman ist gegenwärtig mit weiteren Untersuchungen über diese Thatsache beschäftigt.

Mit Untersuchungen über die Phosphorescenz finden wir noch immer Edmund Becquerel beschäftigt. Schon früher hatte derselbe an den längere Zeit hindurch phosphorescirenden Körpern nachgewiesen, daß nicht alle Strahlen des Spektrums gleich wirksam zur Hervorrufung der Phosphorescenz sind, daß vielmehr die brechbarsten am kräftigsten wirken, besonders aber das ultraviolette Licht. Der französische Physiker hat nun seine Untersuchungen auch auf die Körper von kurz dauernder Phosphorescenz ausgedehnt und ist dabei zu folgenden allgemeinen Resultaten gelangt: Die verschieden brechbaren Strahlen des Spektrums wirken je nach der Beschaffenheit des phosphorescirenden Körpers verschieden. Gewisse wirksame Farben des Spektrums sind bisweilen durch andere von einander getrennt, welche keine Wirkung zeigen. In den einzelnen Theilen des Spektrums kann das von den Körpern ausgestrahlte Licht verschiedene Farben besitzen, je nach der Wellenlänge der einwirkenden Strahlen; doch ist aber das ausgestrahlte Licht unabhängig von dem einwirkenden, und zwischen ihnen findet keine bestimmte Beziehung Statt.

Vielleicht kein Feld der Physik wird gegenwärtig in so ausgedehntem Maße und so ergiebig bearbeitet als das Gebiet der Spektralanalyse. Es kann daher nur dasjenige hier hervorgehoben werden, was zur Zeit ein allgemeineres Interesse besitzt. So hat Professor Young das Spektrum des Leuchtkäfers Elater noctilucus untersucht und gefunden, daß dasselbe kontinuirlich ist, ohne jede Spur von hellen oder dunklen Linien. Es liegt fast gänzlich zwischen den Linien C und F des normalen Sonnenspektrums, also in einer Region, die vorwiegend leuchtende Strahlen aussendet, aber nur geringe Wärmewirkungen erzeugt.

Mit den Spektren des elektrischen Funkens hat sich Lecoq de Boisbaudran beschäftigt; er erhielt die drei Spektren, die bereits van der Willingen und Schinckow sahen, und entwickelt in einem Berichte an die Pariser Akademie die Gründe, welche ihn veranlassen, die Verschiedenheit dieser Spektra durch die Temperaturverschiedenheiten in den bestimmten Fällen zu erklären.

Die umfassenden Untersuchungen, welche Wüllner über die Spektra einfacher Gase angestellt hat, haben ihn u. a. außer den zwei bereits von Plücker erhaltenen Spektren des Wasserstoffs noch ein drittes Spektrum dieses Gases auffinden lassen, und er betrachtete mit Recht diese drei Spektra als charakteristisch für den Wasserstoff je nach dessen Temperatur und Dichte. Dieser Ansicht trat Dubrunfaut in einer der Pariser Akademie vorgelegten Abhandlung entgegen, in welcher er darauf aufmerksam machte, daß die Verschiedenheit der Spektra von

der nicht gut zu vermeidenden Beimischung fremder Gase abhängen könne; besonders könne man den Stickstoff in dieser Beziehung ins Auge fassen. Der deutsche Gelehrte hat in einer Note an die Pariser Akademie, welche dieser von Faye vorgelegt wurde, mit geringer Mühe diese Einwürfe abgewiesen. Das Spektrum des Wasserstoffs hat mit jenem des Stickstoffs keine einzige Linie gemeinsam, es kann also durch letztere nicht verändert erscheinen. Professor Wüllner zeigte, wie Faye mittheilt, das Auffinden von noch einem Spektrum des Wasserstoffs an, so daß von diesem Gase also jetzt vier verschiedene Spektra bekannt sind, die sich je nach der Temperatur und dem Drucke ändern.

Unter den Veränderungen in den Spektren gewisser einfacher Stoffe, welche sich unter bestimmten Bedingungen (höhere Temperatur, größerer Druck) zeigen, nimmt die Verbreiterung der Spektrallinien eine wichtige Stelle ein, weil man Aehnliches in den Spektren der Sonnenumgebung und gewisser Sterne ebenfalls wahrgenommen hat. Professor Lippich hat nun auf mathematischem Wege untersucht, in welcher Weise eine höhere Temperatur jene Verbreiterung der Spektrallinien erzeugen könne, indem er von der gegenwärtig angenommenen Gastheorie ausging. Er findet als Resultat seiner analytischen Untersuchung den Satz: „Das Verhältniß der Differenz der Wellenlängen, die den Rändern des Spektralstreifens entsprechen, zur mittlern Wellenlänge dieses Streifens ist bei einem und demselben Gase für alle Spektralstreifen konstant, und bei verschiedenen Gasen der Quadratwurzel aus der absoluten Temperatur direkt und der Quadratwurzel aus der Dichte umgekehrt proportional. Freilich ist die genannte Differenz der Wellenlängen in allen Fällen sehr klein, allein unsere heutigen Hülfsmittel, z. B. das Zöllnersche Reversionsspektroskop, sind bereits der Art, daß sie direkte Messungen der oben angeführten Verhältnisse gestatten. Uebrigens macht Professor Lippich darauf aufmerksam, daß, ganz abgesehen von der Meßbarkeit der Streifenbreite, schon ihre bloße Vergleichung unter Umständen werthvolle Aufschlüsse zu geben im Stande sein dürfte. Zeigen sich z. B. in einem Gasspektrum naheliegende Streifen von verschiedener Breite, so würde dies auf ein Gemisch von verschiedenen dichten Gasen oder auf verschiedene allotrope Zustände desselben Gases hinweisen. „In dieser Beziehung", sagt Prof. Lippich, „scheinen mir im Sauerstoffspektrum einer Geißlerschen Röhre einige feine Linien im Blau auf das dichtere Ozon hinzuweisen, dessen Gegenwart in Folge der elektrischen Entladungen wohl zu erwarten steht. — Ob das Auftreten neuer Linien durch intensiver gewordene Schwingungen derselben Moleküle, oder durch allotrope Zustände zu erklären sei, ließe sich ebenfalls durch Beachtung der Breite dieser Linien entscheiden. — Endlich wären Messungen an den Streifen ein und desselben Gases, z. B. an der Wasserstofflinie, geeignet, einen experimentellen Nachweis für die Richtigkeit der dynamischen Gastheorie zu liefern, da bei einer andern als der angenommenen Ursache für die Verbreiterung der Linien kaum das oben gefundene Gesetz ebenfalls zutreffen könnte."

An die praktische Verwerthung der Spektralanalyse beim Bessemerprozesse schließt sich eine andere, auf welche Sorby aufmerksam macht, nämlich die Verwerthung zur Prüfung der Reinheit der im Handel vorkommenden Artikel. Werden nämlich von diesen Substanzen kleine Quantitäten gelöst und durch diese Lösung Sonnenlicht hindurch geschickt, so erhält man ein Spektrum mit bestimmten Absorptionsstreifen. Kennt man aber einmal die Zahl und Lage dieser Streifen für unverfälschte Waare, so wird das Vorhandensein eines verfälschten Fabrikats sich sofort durch das Auftreten anderer Streifen verrathen. Sorby hat für eine Anzahl von Konsumtionsartikeln, Weine, Bier, Butter ꝛc., die betreffenden Absorptionsstreifen angegeben.

Zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht über die neuesten Forschungen auf dem Felde der Optik sei für Diejenigen, welche sich, ohne mathematische Vorkenntnisse zu besitzen, dennoch über diese wichtige wissenschaftliche Disciplin gründlich und allseitig belehren wollen, auf das ausgezeichnete Werk von Professor Pisco: „Licht und Farbe"*) hingewiesen. Wäre Professor Pisco nicht bereits längst als ein Gelehrter bekannt, der mit gründlichem Wissen ein bewundernswürdiges Talent verbindet, die schwierigsten Gegenstände seiner Wissenschaft auch dem Uneingeweihten verständlich zu machen, so würde er schon durch dieses eine Buch sofort in die Reihe der besten Schriftsteller eingetreten sein, welche die Arbeiten der Naturforscher in populärem Gewande dem größeren Publikum vorführen.

Interessante Untersuchungen über die specifische Wärme des Wassers zwischen den Temperaturen von 0° und 100° C. haben Jamin und Amaury angestellt. Sie fanden, daß die

*) Licht und Farbe, gemeinfaßliche Darstellung der Optik, von F. J. Pisco. München, Oldenbourg.

specifische Wärme des Wassers mit der Temperatur zunimmt, und zwar dieser proportional, daß aber die Aenderungen zwischen 0° und 75° C. größer sind als zwischen 75° und 100°. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Verhalten des Wassers in der Nähe seines Dichtigkeitsmaximums zugewandt. Pfaundler und Platter wollten nämlich gefunden haben, daß die Wärmekapacität des Wassers um den Punkt seiner größten Dichte herum beträchtliche Aenderungen zeige. Indeß hat sich dies weder in den Untersuchungen von Jamin und Amaury, noch in denjenigen von Hirn bestätigt.

Weitere Untersuchungen wurden von den beiden obengenannten französischen Physikern über die specifische Wärme verschiedener Mischungen von Alkohol und Wasser angestellt. Sie gelangten dabei zu Resultaten, welche sich in der folgenden Tabelle zusammengestellt finden:

	Verhältniß des Wassers	specifische Wärme
reiner Alkohol . .	0,00	0,580 + 0,00359 . t
Mischung Nr. 1 .	0,16	0,720 + 0,00310 . t
= Nr. 2 .	0,33	0,840 + 0,00300 . t
= Nr. 3 .	0,50	0,940 + 0,00280 . t
= Nr. 4 .	0,66	1,030 + 0,00250 . t
= Nr. 5 .	0,75	1,055 + 0,00220 . t
= Nr. 6 .	0,83	1,065 + 0,00205 . t
= Nr. 7 .	0,916	1,060 + 0,00200 . t
reines Wasser .	1,00	1,000 + 0,00110 . t

In dieser Tabelle bezeichnet der Kofficient von t die Zunahme der specifischen Wärme für 1° des hunderttheiligen Thermometers. Man sieht sofort, daß die specifische Wärme um so mehr mit der Temperatur veränderlich wird, je weniger Wasser die Mischung enthält. Bei einer Temperatur von 0° wird die specifische Wärme = 1 für eine Mischung von 0,59 Wasser. Von Fizeau veranlaßt, hat Jamin die früheren Bestimmungen der latenten Wärme des Eises untersucht und mit den verbesserten Werthen für die mit der Temperatur veränderliche specifische Wärme des Wassers neu berechnet. Nach den Untersuchungen von Jamin und Amaury ist die Quantität Q der Wärme, welche man nothwendig hat, um ein Kilogramm Wasser von 0° auf t° zu erwärmen, gegeben durch die Formel:

$$Q = t + 0{,}00055\ t^2 + 0{,}000004033\ t^3$$

Sie nimmt also mit der Temperatur ziemlich rasch zu. Die älteren kalorimetrischen Messungen, welche die specifische Wärme des Wassers konstant annehmen, wobei also vorausgesetzt wurde, daß das Wasser bei jeder Temperatur derselben Wärmemenge benöthige, um seine Wärme um 1 zu erhöhen, müssen hiernach korrigirt werden. Auf diesem Wege fand Jamin statt des von Laplace und Lavoisier angegebenen Werthes von 75 für die latente Wärme des Eises den Werth 79,4, sehr nahe übereinstimmend mit dem gegenwärtig angenommenen, von Regnault gefundenen Werthe von 79,37. Die alten Bestimmungen von Lavoisier erwiesen sich demnach ebenso genau als die späteren, nur mußten sie natürlich damals einen sehr abweichenden Werth für die latente Wärme des Eises liefern, weil zu ihrer Berechnung unrichtige Zahlenwerthe angewandt wurden.

Auf der britischen Naturforscherversammlung zu Exeter theilte Herr Spence zuerst die von ihm beobachtete Erscheinung mit, daß es möglich ist, mittelst Dampf von 100° andere Flüssigkeiten auf eine höhere Temperatur zu erwärmen. Diese Versuche sind seitdem von Herrn Maris wiederholt, weiter ausgedehnt und mannichfach abgeändert worden. „Wenn", sagt dieser Beobachter, „der Dampf einer siedenden Flüssigkeit in eine gleichartige Flüssigkeit, die fremde Substanzen aufgelöst enthält, gelangt, so ist die Lösung bestrebt, sich auf die Temperatur ihres eignen Siedepunktes zu erwärmen. Diesen Satz fand ich für Wasser, Alkohol, Aether und Ammoniak bestätigt und er kann sicherlich auch auf andere Flüssigkeiten Anwendung finden." Während also z. B. Aetherdampf den Alkohol um eine gewisse Zahl von Graden über der Temperatur, bei der man den Dampf erzeugte, erwärmt, während die verdünnte Schwefelsäure sich bis zu ihrem Siedepunkte erhitzt, wenn man Wasserdampf von 100° auf sie einwirken läßt, steigert der ebenso hoch erhitzte Wasserdampf, der in einen Behälter mit Oel geleitet wird, die Temperatur des letztern auf 100°, streicht aber dann ohne weitere Wirkung darüber weg. Zur Erklärung dieser Thatsachen geht Herr Maris auf den bekannten Satz zurück, daß, wenn dieselbe Flüssigkeit in zwei mit einander in Verbindung stehenden Gefäßen sich befindet, alsdann der von ihr entwickelte Dampf auf beiden Seiten dieselbe Spannung anzunehmen strebt. Das ist das Princip des Kondensators bei den Dampfmaschinen; nur sucht dort die Gleichheit der Temperatur sich mit der Gleichheit der Spannung herzustellen, während bei Anwendung einer Salzlösung bloß die Gleichheit der Spannung sich herstellt, aber die Temperatur der Lösung über jene der Dampf gebenden Flüssigkeit sich erhebt. Bei der Kondensation des Wasserdampfes in der Schwefelsäure ist jedoch Rücksicht zu nehmen auf die-

jenige Wärme, welche aus der Verbindung des kondensirten Dampfes mit der Säure entsteht.

Ein neuer, sehr sinnreich konstruirter Wärmemesser für sehr hohe Temperaturen ist von Siemens konstruirt worden. Er besteht aus einem Thoncylinder, auf den ein Platindraht von bekanntem Widerstande aufgewickelt ist, während das Ganze von einer Platinröhre umhüllt wird. Diese Vorrichtung wird in den Ofen gebracht und durch Drähte in Verbindung mit einer kleinen Daniellschen Batterie und einem Widerstandsmesser gesetzt. Mit der Hitze des Feuers wächst der elektrische Widerstand der Platinrolle, und diese Zunahme zeigt der Widerstandsmesser an bis zu derjenigen Temperatur, welche dem Schmelzpunkte des Platins entspricht. Das wichtige und schwierige Gebiet der Wärmelehre hat in neuester Zeit eine ebenso gediegene als im besten Sinne populäre Bearbeitung in dem Buche von Cazin über die Wärme gefunden. Dasselbe gehört der Bibliothek naturwissenschaftlicher Schriften an, welche die Verlagshandlung von R. Oldenbourg in München unter dem Kollektivtitel „Die Naturkräfte" herausgibt und deren bereits an diesem Orte rühmend gedacht wurde.

Die berühmten Versuche Wheatstone's im Jahre 1835, in welchen mittelst eines Drehspiegels die Dauer des elektrischen Funkens gemessen wurde, hatten bekanntlich ergeben, daß diese Dauer weniger als $^1/_{1,000,000}$ Sekunde betrage. Dagegen fand Feddersen 1858 für die Dauer des Entladungsfunkens einer Leydener Flasche mehr als $^1/_{25,000}$ Sekunde. Dieser lange nicht aufgeklärte Widerspruch hat nun durch Untersuchungen von Rood eine Erklärung gefunden, indem aus diesen folgt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Entladung einer Flasche von etwa 100 Quadratzoll Oberfläche, die wie in dem Apparate von Rood mit einer Induktionsspirale verbunden wird, aus einer beträchtlichen Anzahl nacheinanderfolgender Akte besteht, von denen der erste der intensivste ist. Bei dem Wheatstone'schen Verfahren war aber nur der erste Akt der Entladung wahrnehmbar, indem das Auge zu sehr geblendet wurde, um die nachfolgenden noch zu sehen.

Sehr wichtige und interessante Untersuchungen über die Dauer des elektrischen Funkens haben die Herren Lucas und Cazin angestellt. Sie bedienten sich einer Leydener Batterie, die durch eine Holtzsche Maschine geladen wurde. Die Zahl der Flaschen wechselte zwischen 1 und 9 und die Oberfläche einer jeden betrug ungefähr 1243 Quadratcentimeter. Es ergab sich eine überraschend genaue Abhängigkeit der Dauer des Funkens von der Zahl der Flaschen, welche die Leydener Batterie zusammensetzten. Die Beobachter fanden diese Dauer bei einer Flasche gleich 0,00000745 Sekunde, bei 9 Flaschen gleich 0,00002857 Sekunde.

Messungen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Induktion sind von Herrn Blaserna ausgeführt worden, wobei sich ergab, daß die Induktionsströme nicht, wie bisher angenommen, unmittelbar beim Oeffnen oder Schließen des Hauptstromes entstehen, sondern daß eine merkliche Zeit hierzu erforderlich ist. Der Induktionsstrom wurde in den in Rede stehenden Versuchen durch die Wirkung einer primären Spirale auf eine sekundäre erzeugt, und mittelst des von Herrn Blaserma konstruirten Apparates war es möglich, den Induktionsstrom in jeder Sekunde 100,000mal zu unterbrechen. Es ergab sich, daß die Zeit, welche der Induktionsstrom gebraucht, um nach Schließung des Hauptstromes zu entstehen, gleichzeitig abhängt von der Entfernung beider Spiralen und von der Natur des schlechten Leiters, der sich zwischen ihnen befindet. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Induktionswirkung fand sich

für Luft	= 270	Meter pro Sekunde,
= Glas . . .	= 61	= = =
= Gummilack	= 57	= = =
= Schwefel .	= 52	= = =

Ferner ergab sich, daß der entgegengesetzt gerichtete Induktionsstrom nach seiner Entstehung erst langsam, dann schnell anwächst und ein Maximum erreicht, das von der Form und Entfernung der Spiralen und der Natur des zwischen ihnen befindlichen schlechten Leiters abhängt, darauf wird er schwächer und verschwindet zuletzt. Für den beim Oeffnen des Hauptstromes entstehenden gleich gerichteten inducirten Strom verhält sich Alles ebenso, nur ist die Intensität des Maximums unter gleichen Verhältnissen nahe doppelt so groß, und die Verzögerung der Induktionswirkung beträgt für die Luft 550, für Gummilack 330 Meter pro Sekunde.

Der wichtigen Untersuchungen Edlunds über den vor einigen Jahren von ihm zuerst entdeckten entgegengesetzt gerichteten Strom des Entladungsfunkens, der den Namen Disjunktionsstrom erhalten hat, kann hier nur dem Namen nach gedacht werden, das Nähere findet sich in Poggendorffs „Annalen" (Märzheft 1870); dagegen mag noch erwähnt werden, daß Herr

Pegger mit dem großen Induktionsapparate, dessen im ersten Berichte gedacht wurde, die Bildung von Salpetersäure durch den elektrischen Funken direkt nachwies, so daß die Annahme, beim Gewitter bilde sich Salpetersäure, experimentell bewiesen erscheint.

Untersuchungen über die Einwirkung des Magnetismus auf verdünnte, von elektrischen Entladungen durchsetzte Gase sind von den Physikern De la Rive, Trèves und Daniel unter mannichfach abgeänderten Bedingungen angestellt worden; doch sind dieselben noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten, sondern bieten eine Perspektive zu vielfachen und interessanten neuen Resultaten. Gegenwärtig bleibt es noch zweifelhaft, ob die in den Versuchen von Trèves wahrgenommenen Erscheinungen einem Einflusse des Magnetismus auf die Gase, oder auf die elektrischen Ströme zuzuschreiben sind; letzteres ist das Wahrscheinlichere und wird auch von De la Rive angenommen. Die Untersuchungen, welche Daniel mit Wasserstoff angestellt, bestätigten das schon vor sieben Jahren von De la Rive gefundene Resultat, daß der Magnetismus den Widerstand des gasförmigen Mittels, durch welches der Strom geschickt wird, vermehrt.

Klein.

Nekrolog.

Steinheil, Karl August, berühmter Physiker, † am 14. September in München. Er war geboren 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß, wurde 1832 Professor der Physik und Mathematik an der Universität zu München, trat 1849 ins österreichische Handelsministerium, kehrte jedoch 1852 als Ministerialrath und technischer Beirath im Handelsministerium nach München zurück. Er organisirte das österreichische und schweizerische Telegraphenwesen, gründete den Deutsch-österreichischen Telegraphenverein sowie eine optisch-astronomische Anstalt in München. Er war Erfinder des Prismenkreises, der Astrographie und der sogenannten Steinheilschen Bierprobe, insbesondere aber der wissenschaftliche Begründer der elektromagnetischen Telegraphen.

Neue Bücher.

Linsensysteme, Untersuchungen über die Dioptrik derselben, von H. Zincken (Sommer). Braunschweig, Vieweg.

Physik, Leitfaden der praktischen, von F. Kohlrausch. Leipzig, Teubner.

Wasser, das, von F. Pfaff (Die Naturkräfte. 4. Bd.). München, Oldenbourg.

Zoologie.

Neue Untersuchungen über die Vogelnester. Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der „Contributions to the theory of natural selection" von A. R. Wallace, welche, wie bereits erwähnt, zwei Essays über die Fähigkeit des oft so kunstreichen Nestbauens bei den Vögeln, sowie über die Bedeutung des Nestes für die natürliche Zuchtwahl enthalten, hat sich in französischen Zeitschriften eine Diskussion über gewisse Veränderungen, welche im Bau der Schwalbennester seit mehreren Jahrzehnten sich ausgebildet haben sollen und auf die zuerst Pouchet in einem Berichte an die Akademie aufmerksam gemacht hat*), entsponnen. Wir nehmen im Folgenden Gelegenheit, an die Uebersicht der ohne Zweifel sehr werthvollen Wallace'schen Thatsachen, Zusammenstellungen, Schlüsse und Ansichten eine kurze Darstellung der einstweilen noch nicht allseitig anerkannten Pouchetschen Beobachtungen anzuschließen.

Wallace wendet sich in seinem ersten Aufsatz (Philosophie des Vogelnestes) gegen die landläufige Annahme, daß es ein dunkler Trieb sei, ein Instinkt, wie man das zu nennen pflegt, der der Fähigkeit des Nestbaues zu Grunde liege. Warum läugnet man, daß diese Thiere mit Ueberlegung handeln, indem sie sich nach am elterlichen Nest gemachten Erfahrungen eine Brütstätte erbauen? Warum schreibt man auf der anderen Seite den Menschen, die auf niederen Kulturstufen mit gleicher Beharrlichkeit wie die Vögel Einer Art an einem einmal aufgekommenen Typus von Wohnstätte festhalten und gleichsam in blindem Triebe ihn immer und immer wieder, selbst gegen die Regeln der gesunden Vernunft, wiederholen und von Generation zu Generation fortpflanzen — warum schreibt man diesen eine überlegende Fähigkeit beim Hausbauen zu, warum sagt man nicht, da die Verhältnisse bei ihnen hinsichtlich des Hausbaues genau so liegen wie bei den Vögeln, es ist Instinkt, der sie stets die gleiche Form von Hütte wiederholen läßt? Indem man, wie bei allen irgendwie auffallenden geistigen Bethätigungen der Thiere, so auch beim Nestbau,

*) Comptes rendus 1870. S. 492 ff.

von vornherein die Ueberlegung, das Denken zu Gunsten undefinirbarer, angeborener, sogar gegen den Willen des betreffenden Thieres wirkender Instinkte auszuschließen sucht, hat man ganz die Analogie übersehen, welche in der Bauweise der Naturvölker und der der Vögel sich ausprägt. Wer jemals beobachtet hat, wie konstant eine und dieselbe Form von Hütte unter allen möglichen Verhältnissen bei einem Stamme wiederkehrt, wie ganze Racen ihren specifischen Bautypus haben (so die Malayen die auf Pfählen stehende, die amerikanischen Indianer die dem Boden aufruhende Hütte), von dem nicht abgewichen wird, wie sogar die konservativsten Schichten im Uebrigen hochkultivirter Völker, die Bauern, so lange sie nicht ganz entschieden in abschleifende Kulturströmungen hineingezogen werden, mit Zähigkeit an der überkommenen Art und Form ihrer Wohnhäuser, Ställe und Scheunen festhalten, so daß noch heute in Deutschland die fränkischen, alemannischen, niedersächsischen, bayerisch-österreichischen Bauernhäuser mit Leichtigkeit von einander zu unterscheiden sind — der wird sicherlich die Kluft zwischen menschlicher und thierischer Baufähigkeit nicht für so tief und jeder Verknüpfung beider so widerstrebend halten, wie oft geschieht. Den Menschen, der auf niederer Kulturstufe lebt, beherrscht die Gewohnheit, das Hängen am Herkömmlichen so stark, daß sein Thun sehr häufig den Charakter instinktiven Handelns annimmt; welche Ueberlegung bestimmt den alemannischen Bauer, mit Vorliebe eine Gallerie um sein Haus zu führen, was der fränkische nie thut? Dennoch fällt es Niemandem ein, in solchen Fällen sogleich die dunklen Triebe zu Erklärungsgründen zu benutzen, mit denen man bei Betrachtung thierischer Geistesthätigkeit so rasch bei der Hand ist. Ohne vorgefaßte Ansichten wird man in der That den Unterschied menschlichen und thierischen Wesens gerade in diesem Punkt nicht als einen gegensätzlichen, unbedingten, sondern vielmehr als einen durch äußere Umstände abgestuften, graduellen auffassen können.

Das beste Mittel, um zu entscheiden, ob gleich dem Menschen auch der Vogel in den Aeußerungen seiner architektonischen Thätigkeit von denkender Ueberlegung geleitet oder aber von instinktivem Triebe gezwungen werde, würde allein ein rigoröses Experiment bieten können. Man müßte einen nestbauenden Vogel schon im Ei von seinen Eltern und Artgenossen absondern, so daß er niemals deren Nester zu Gesichte bekäme, müßte ihn jedoch unter Verhältnissen belassen, die keinerlei Aenderung in seiner gewohnten Lebensführung herbeiführen können; würde er nun trotz des Mangels äußerer Erfahrung im Bau seines Nestes den elterlichen und damit zugleich den specifischen Typus seiner Art ausprägen, so wäre sicher bewiesen, daß allerdings ein Trieb, gerade solches Nest zu bauen, von Anfang an in ihm gelegen und zur bestimmten Zeit mit zwingender Gewalt sich zum Ausdruck verholfen habe; würde dagegen, was nach einzelnen, allerdings nicht ganz vollkommenen Versuchen als das Wahrscheinlichere zu bezeichnen ist, die mangelnde Erfahrung den Bau eines Nestes überhaupt oder wenigstens eines den specifischen Charakter der Art tragenden unmöglich machen, so wäre damit offenbar bewiesen, daß mit der eigenen Geistesthätigkeit, d. h. in diesem Falle mit der dem Gedächtnisse eingeprägten Erfahrung auch jeder Trieb zu einer bestimmten Bauweise fehlt, daß ein Instinkt nicht vorhanden sei. Leider besitzt die Wissenschaft solche Experimente nicht; in Bezug auf den sogenannten Singtrieb der Vögel hat man sie dagegen in aller wünschenswerthen Vollkommenheit angestellt und gefunden, daß ein junges Thier, das weder Eltern noch Artgenossen jemals singen hört, in keiner Weise den seiner Art eigenthümlichen Gesang ertönen läßt; ein Hänfling oder Zaunkönig singt in solchem Falle dem ersten besten Vogel nach, den er nachzuahmen im Stande ist, wäre es selbst eine Lerche oder Amsel; fehlt ihm aber ein Muster, so bleibt er zeitlebens ein Stotterer; ein so zuverlässiger Beobachter wie Bechstein berichtet selbst, daß freiwillige Nachahmungen solcher Art vorkommen. Von Instinkt, von dem gerade bezüglich der wunderbaren musikalischen Fähigkeiten der kleinen Sänger so viel gesprochen worden ist, kann also hier keine Rede sein; was angeboren ist, das ist das Singorgan, aber die Art und Weise der Benutzung muß die Erfahrung lehren. Es ist das eine Erkenntniß, die der Annahme des Bautriebes jedenfalls nicht sehr günstig ist. Wallace macht besonders darauf aufmerksam, wie beschränkt die Werkzeuge und wie naheliegend das jeweilige Baumaterial für die einzelnen Arten sei; schon diese Gründe seien nicht ohne Bedeutung für die Richtung, welche beim Nestbaue eingeschlagen werde, und erklären wenigstens zum Theil die außerordentliche Beharrlichkeit in Form, Wahl des Ortes und Materials u. dergl. Eine Taube wird mit ihrem schwachen

Schnabel und ihrem plumpen Wesen niemals ein so trefflicher Architekt werden wie der behende Zaunkönig, der mit aktivem Charakter gelenken Fuß und starken, langen Schnabel verbindet, und der Ziegenmelker handelt aus guten Gründen, wenn er gar kein Nest baut, da Schnabel und Füße ihn hiezu fast gänzlich unfähig machen. Was das Material betrifft, so wird dessen Wahl häufig durch äußere Umstände bestimmt. Vögel, die auf Aeckern leben, wählen Roßhaare, solche, die Schafweiden frequentiren, Wolle, andere, wie der Eisvogel, welcher sein Nest mit Fischgräten tapezirt, benutzen Reste der Nahrung. Hat daher ein junger Vogel gesehen, wie das Nest seiner Eltern beschaffen war — und bei dem langen Aufenthalt in demselben müssen selbst Einzelheiten den, wie die Erfahrung lehrt, an scharfsinniger Aufmerksamkeit und Gedächtniß nicht armen Thierchen sich einprägen —, so fällt es ihm nicht schwer, dieselben Stoffe zu finden, die jene benutzten.

Uebrigens sind die Nester der Vögel keineswegs so stabil und gleichförmig, wie man, meist aus Mangel an ausgebreiteter, vergleichender Kenntniß, anzunehmen pflegt. Es ist durch einen guten Gewährsmann, den amerikanischen Ornithologen Wilson, nachgewiesen, daß junge Vögel ganz allgemein weniger gut bauen als alte, und man weiß, daß überall kleine Variationen betreffs des Materials vorkommen; es ist sogar beobachtet, daß neu auftretenden Bedürfnissen gemäß neue Einrichtungen zum Schutze ꝛc. getroffen werden; wir erinnern nur an den bekannten, wohlbeglaubigten Fall, in welchem Elstern, die eine Hecke bewohnten, ihr Nest mit dornigem Gestrüpp geradezu verbarrikadirten, um feindlich gesinnte Katzen u. dergl. abzuhalten. An ähnlichen Fällen ist die reiche Literatur über die Lebensweise der Vögel keineswegs arm, und es ist sicher, daß sie alle in keiner Weise für den Instinkt, wohl aber sehr entschieden für *denkende, überlegende Geistesthätigkeit* ihre Stimme in die Wagschale legen.

Dies im Wesentlichen die Gründe Wallace's, welche sich kurz dahin zusammenfassen lassen, daß er in der Bauweise der Menschen auf gewisser Stufe ebenso viel Stabilität sieht wie in der der Vögel, daß letztere hingegen nicht so bestimmt und einförmig für die verschiedenen Arten ist, wie man anzunehmen pflegt, und daß die unterschiedliche Gestaltung der zum Baue dienenden Organe, sowie die Häufigkeit des jeweils verwandten Materials einen guten Theil der Konstanz in Form und Baustoff erklären, daß für eine gewöhnlich als auf Instinkt beruhend angesprochene Fähigkeit des Gesanges die Abhängigkeit von vorhergehender Erlernung bewiesen sei. Er sieht keine Ursache, aus den Erscheinungen des Nestbaues einen ihnen zu Grunde liegenden dunkeln Trieb abzuleiten, sondern glaubt, daß der Vogel gleich dem Naturmenschen wesentlich durch zu blinder Gewohnheit gewordene Erfahrung in der Anwendung seiner architektonischen Mittel geleitet werde.

Es ist sicher, daß diese ganze Frage noch erhebliche Schwierigkeiten darbietet; indem aber Wallace auf der einen Seite die blinde Gewohnheit der Menschen, auf der andern die unzweifelhaft vorhandene Denkthätigkeit der Vögel scharf hervorhebt, macht er eine wahrheitsgemäße Abschätzung des vermeintlichen Gegensatzes menschlicher und thierischer Baufähigkeit viel eher möglich als die meisten auf den Instinkt bestehenden Vorgänger. Seine Beweise sind indessen nicht konklusiv und, wie er selbst hervorhebt, nur das sorgfältigste Experimentiren kann hier eine bestimmte Ueberzeugung gewinnen lassen. Immerhin wird man zugeben müssen, daß auf Seite seiner, der darwinistischen Argumente die größere Wahrscheinlichkeit zu finden ist. Wir werden demnächst Gelegenheit finden, auf die Instinktfrage zurückzukommen und dann die aus anderen Thierklassen erfließenden Beweise für und wider des Näheren würdigen; hier sei nur noch so viel bemerkt, daß im Allgemeinen die neueren Untersuchungen die Bedeutung der blinden Naturtriebe für die höheren Thierklassen viel weiter zurückgedrängt haben, als man früher für möglich erachtete, daß dagegen bei den niederen Thieren dieselben noch in ausgedehntem Maße angenommen werden müssen.

In seinem zweiten Essay: „*Eine Theorie des Vogelnestes*“ gibt Wallace eine ausgezeichnete Illustration der Art und Weise, wie im Einzelnsten der Kampf ums Dasein vermittelst der natürlichen Zuchtwahl mit tiefen Spuren sich in Eigenschaften und Lebensverhältnisse einprägt. Er weist hier nach, daß die *Färbung des brütenden Vogels mit der Gestalt des Nestes durch einen ursächlichen Zusammenhang verknüpft* ist, und theilt zu diesem Zweck alle bekannten, so sehr mannichfaltigen Nestformen in zwei Gruppen, deren eine aus solchen besteht, welche den brütenden Vogel verhüllen, sei es nun dadurch, daß in Höhlen und hohlen Bäumen oder daß in geschlossenen Nestern gebrütet wird, während in

der andern diejenigen sich befinden, in denen das Thier unverdeckt auf den Eiern sitzt, wie das in den Nestern der Mehrzahl unserer heimischen Singvögel der Fall ist. Nun zeigt sich, daß überall, wo der brütende Theil des Paares, sei es nun, wie in den meisten Fällen, das Weibchen oder, was seltener ist, das Männchen, sehr auffallende Farben an sich trägt, die Brütstätte verhüllt ist, so daß nur sehr wenige Beispiele von offenem Neste bei glänzender Färbung des brütenden Thieres angeführt werden können, welche zudem ohne Schwierigkeit im Sinne der Hypothese zu erklären sind, da in ihnen entweder das Nest durch Laub verdeckt wird, oder die betreffenden Vögel ungewöhnlich wachsam und muthig sind. Vögel, in welchen nicht bloß die Männchen, sondern auch die Weibchen, denen fast stets das Brütgeschäft übertragen ist, durch grelle Farbe auffallen, besitzen besonders in folgenden Familien geschlossene Brütstätten: Eisvögel, Wiedehopfe, Nashornvögel, Pfefferfresser, Spechte, Papageien, Weinvögel, Meisen, Nußhäher, Estrelden (Amadinen), Bucconiden, Trogoniden u. a. m. Ueberall dagegen, wo zwar das Männchen auffallend, das Weibchen aber unscheinbar gefärbt ist, liegt das Nest den Blicken offen.

Was ist die Ursache dieses eigenthümlichen Verhältnisses? Offenbar liegt die Tendenz zu glänzender Färbung in der Mehrzahl der Vogelfamilien tief im Gesammtcharakter, gleichzeitig ist keine Eigenschaft mehr der Abänderung unterworfen als eben die Farbe, und eben darum ist keine so sehr Zielpunkt der natürlichen Zuchtwahl als sie. Bedenken wir, daß der Vogel zu keiner Zeit so sehr den Nachstellungen seiner Feinde ausgesetzt ist, als wenn er ruhig seinem Brütgeschäfte obliegt, so begreifen wir ferner, daß in dieser Periode der Kampf ums Dasein ihm verderblicher wird als früher oder später. Aus diesen Gründen betrachten wir die Entwickelung hellen oder unscheinbaren Gewandes als Resultate der Zuchtwahl. Ein Thier, das grell gefärbt auf offenem Neste sitzt, ist ohne Zweifel mehr Gefahren ausgesetzt, als eines, das durch seine Farbe nicht allzu sehr von der Umgebung absticht und daher dem spähenden Auge des Feindes verborgen bleibt, oder ein drittes, das in wohlverwahrtem Neste brütet; aber immer trägt das geschütztere den Sieg davon, während das schutzlosere allmählich ab- und ausstirbt. Daher die zweckmäßige Anpassung an äußere Verhältnisse, welche nicht vorbedachtem Plane, sondern der Wirkung überall und dauernd waltender, zerstörender und gleichzeitig fortbildender Mächte entspringt. Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache, daß das Gesetz des Wechselverhältnisses zwischen Nest und Farbe*) in ein umfassenderes Naturgesetz, demzufolge die Weibchen in allen Fällen, wo die Brutpflege sie stark in Anspruch nimmt, besser geschützt zu sein pflegen als die Männchen, als Ein Fall unter vielen eintritt. Jene merkwürdigen natürlichen Masken, durch welche von Seiten schutzloser Wesen andere, denen die Natur auf irgend eine Weise Schutz verlieh, in Farbe und Form aufs täuschendste nachgeahmt werden, sind am häufigsten bei Weibchen, die große Mehrzahl weiblicher Schmetterlinge ist unscheinbar gefärbt, viele Weibchen erhalten zur Zeit der Pflege der Nachkommenschaft Schutz durch das Männchen, das sich mit ihnen gepaart, u. s. f.

Wir kommen zum Schluß mit wenigen Worten auf die Pouchetsche Beobachtung zu sprechen. Es fand dieser Naturforscher, daß seit etwa 50 Jahren die Nester der gemeinen Fensterschwalbe in Rheims eine starke Variation erlitten haben. Früher waren sie, wie sowohl in Museen aufbewahrte Exemplare als auch Abbildungen beweisen, mehr kugelig und hatten eine kleine runde Oeffnung, jetzt dagegen sind sie verlängert und der Eingang besteht in einer langen schmalen Spalte, durch welche die Bewohner sich kaum durchzudrängen vermögen. Wie lange diese Abänderung besteht, ist nicht zu sagen, sicher ist, daß Exemplare von Schwalbennestern aus dem Beginne dieses Jahrhunderts noch die alte Form aufweisen, während jetzt die neuere allenthalben in genannter Stadt dominirt. Es ist zu bedauern, daß Pouchet nicht den Kreuzbeweis geliefert hat und auch Nester anderer Schwalbenarten untersuchte, damit jede Möglichkeit der Verwechselung ausgeschlossen sei. So wie sie ist, ist die Beobachtung unvollständig, besonders da die Nester zweier sich nahestehender Schwalbenarten (Hirundo rustica und H. urbica) beträchtlich von einander abweichen und möglicherweise hier untereinander geworfen sein könnten. Pouchet spricht in seinem Bericht nur von Hirundo urbica, und es haben seine Angaben von Sachverständigen bis jetzt keine entscheidende Bestätigung gefunden; Guérin-Meneville hat in seiner

*) Wallace gibt diesem Gesetz folgenden Ausdruck: Wenn beide Geschlechter von hervorragend greller, auffallender Färbung sind, so verhüllt das Nest den brütenden Vogel; ist das Männchen dagegen auffallend, das Weibchen aber unscheinbar gefärbt, so ist das Nest offen und läßt den brütenden Vogel unverdeckt. — Contributions to the theory of nat. selection. S. 241.

„Revue de zoologie“ sich sogar bestimmt gegen dieselben ausgesprochen, allerdings ebenfalls ohne triftigen Gegenbeweis. Unmöglich ist der ganze Vorgang natürlich nicht, denn ähnliche Veränderungen müssen oft stattgefunden haben; daß derselbe aber in relativ so kurzem Zeitraum sich vollzogen haben soll, ist allerdings eine Angabe, die doppeltes Interesse erwecken muß in einer Zeit, welcher das Studium des Werdens in allen Dingen so sehr am Herzen liegt. Wir werden Gelegenheit nehmen, seiner Zeit unsern Lesern das Resultat der schwebenden Diskussion dieser Frage mitzutheilen.

Fritz Ratzel.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. III. Wir können gewiß mit anerkennender Befriedigung auf die bisher geschilderten, von großer Umsicht zeugenden Anordnungen blicken, welche nun in unserem deutschen Heere dem Wohle der Verwundeten und Erkrankten gewidmet sind. Sie werden sich, so weit sich überhaupt solche Einrichtungen, ihre Wirkungen und Folgen berechnen lassen, vortheilhaft bewähren. Der Zustand des Militär-Sanitätswesens, so hat sich nun mehr und mehr herausgestellt, steht mit dem Bildungsgrade und der Leistungsfähigkeit der Militärärzte in gleichem Verhältnisse. Große Kriege gaben die Gelegenheit, diese beiden Kardinaleigenschaften des Sanitätsdienstes in den Vordergrund treten zu lassen. Leben und Gesundheit der Truppen hängen von so vielen Einzelheiten ab, daß man nur mit Aufwand großer geistiger und materieller Kräfte den Aufgaben der Militär-Sanitätspflege gerecht werden kann. Deshalb muß sich denn die Armee nicht nur mit solchen geistigen Kräften versehen, die den nicht geringen Anforderungen gewachsen sind, sondern es muß ihr auch ein reiches und zweckentsprechendes Material von Verpflegungsgegenständen mit in den Krieg gegeben werden; schließlich müssen insbesondere schon im Voraus Bestimmungen über die richtige, für alle Fälle passende Verwendung von Personal und Material getroffen werden.

In allen diesen Beziehungen scheinen unsere deutschen Einrichtungen den Vergleich aushalten zu können mit dem Feldsanitätswesen anderer Staaten, wie Englands, Oesterreichs, namentlich aber Frankreichs. Ja selbst Nordamerika, dessen Sanitätswesen im Heere im Großen und Ganzen nach einem musterhaften Princip organisirt und mit höchst zweckmäßigen Apparaten und Anstalten ausgestattet ist, kann in mancher Hinsicht nicht so sehr den gegebenen Verhältnissen entsprechend das Wohl des einzelnen Soldaten wahrnehmen, wie es sich unser jetzt reorganisirtes Militär-Medicinalwesen zur Aufgabe gemacht hat.

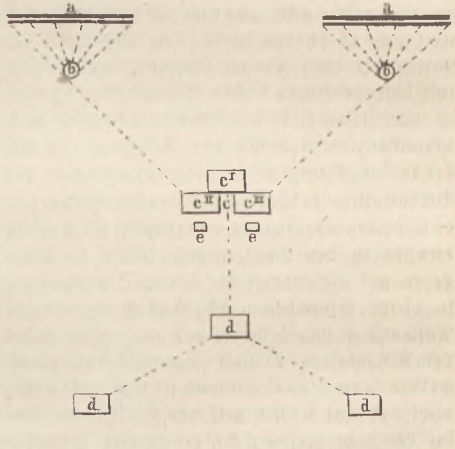
Da nun aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Anstoß zu den bei uns getroffenen Neuerungen gegeben haben, so betrachten wir zunächst das dort adoptirte System des Sanitätswesens in seinen Hauptzügen. Vor Allem ist dort dafür gesorgt, daß die Militärärzte den rechten Bildungsgrad mitbringen. Jeder Arzt, welcher in die Armee der Vereinigten Staaten eintreten will, muß sich zuvor trotz erlangten Doktordiploms einem strengen Examen unterwerfen. Wenn er dasselbe besteht, so tritt er im Fall einer Vakanz als Assistenzarzt in die Armee ein. Nach fünfjähriger Dienstzeit und Ablegung eines zweiten Examens kann er zum Surgeon befördert werden. Studirende der Medicin können sich als Kadetten in das Sanitätscorps aufnehmen und zum Hospitaldienst verwenden lassen. Das Sanitätscorps der regulären Armee hat nun eine ganz gesonderte Organisation.

Die Hauptchargen sind: ein Surgeon General (Generalstabsarzt), welcher als oberster Chef des gesammten Sanitätswesens mit dem Range eines Brigadegenerals fungirt; ein Assistant Surgeon General (Generalstabsarztgehülfe) im Oberstenrang; ein Medical Director des Armeecorps führt den Oberbefehl über alle Sanitätseinrichtungen im Felde, d. h. er befehligt das ganze Ambulancewesen und die Verwendung der Aerzte im Felde und hat die Aufsicht über sämmtliche Lazarethe, die zu seinem Armeecorps gehören. Der „Medical Director des Militärdepartements“ ist als Sanitätschef dem kommandirenden Departementsgeneral beigegeben und hat die Oberaufsicht über alle Generalhospitäler, Vorräthe und Magazine im Rayon seines Bezirks. Der Medical Inspector General mit Rang und Gehalt eines Kavallerieobersten steht zur Verfügung

des Generalstabsarztes und führt die Oberaufsicht über alle Sanitätseinrichtungen in der aktiven Armee; als seine Gehülfen fungiren 16 Medical Inspectors mit Oberstlieutenantsrang. 50 Surgeons (Oberärzte) mit Majorsrang werden vom Generalstabsarzt zu verschiedenen Dienstleistungen verwendet; 114 Assistant Surgeons genießen fünf Jahre lang Premierlieutenantsrang, dann nach bestandenem Examen Hauptmannsrang. Bemerkenswerth ist, daß in der Armee der Vereinigten Staaten die Anordnungen der Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit in der Armee überall mit großer Bereitwilligkeit ausgeführt werden.

Die Nordamerikaner haben sich ferner in ihrem Kriege schnell einen großen Ambulance-Train geschaffen, um die Verwundeten in beschleunigter Weise vom Kriegsschauplatz in die von ihnen errichteten kolossalen Generalhospitäler zu Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore, Washington ꝛc. schaffen zu können. Zweckmäßig eingerichtete Ambulancewägen und Transportkarren werden jedem Kommando mitgegeben in einer Anzahl, die sich nach der zum Kommando gehörenden Kompagniezahl richtet. Wenn die Armee in Schlachtordnung formirt ist und die Feldlazarethe, aus Zelten bestehend, errichtet sind, so werden die verschiedenen Ambulance-Trains der Truppenkörper in der Art vereinigt, daß jedes Feldlazareth 30 Ambulancewägen zugetheilt erhält.

Das System, welches von den Amerikanern beim Transporte der Verwundeten vom Schlachtfelde befolgt wurde, ist nunmehr im Allgemeinen auch bei uns adoptirt. Die Ambulancen, die unmittelbar 800 bis 1000 Schritt hinter der Schlachtlinie (aa) in geschützter Lage aufgestellt sind, bilden zunächst die „Nothverbandplätze" (bb), auf welchen die Blessirten erfrischt und nur auf die einfachste Weise verbunden werden, um Blutungen zu stillen ꝛc.; Operationen werden hier nicht ausgeführt, vielmehr nur der Transport der Blessirten, die hier kurze Zeit rasten, nach der zweiten Linie rückwärts besorgt. Diese zweite, wiederum etwa 1000 Schritt entfernte Linie bildet der „Haupt- oder Divisions-Verbandplatz" (c c′ c″), d. i. ein Feldlazareth mit Zelten und allem Zubehör, das auf eigenen Transportwägen überall der Armee nachgeschickt wird. Hier erwarten geschickte Wundärzte mit ihren Gehülfen die Blessirten, um an denselben sofort die unaufschiebbaren Operationen vorzunehmen und sie alsdann der dritten Linie, den Krankendepôts mit Lazaretheinrichtungen (d), mittels geeigneter Transportwägen zuführen zu lassen, während in einzelnen Abtheilungen des Hauptverbandplatzes, in Zelten oder Häusern (ee) die hoffnungslos Verletzten untergebracht werden. Aus den Lazarethen der dritten Linie, zu denen man gewöhnlich passende Lokalitäten, wie Schulen, Kasernen, Kirchen, Schlösser, doch auch Zelte benutzt, werden dann die Verwundeten in vierter Linie zu ihrer eigentlichen Heilung nach den weit vom Kriegsschauplatz entfernt gelegenen, mit allem nöthigen Bedarf und namentlich mit guter Ventilation versehenen großen Kriegs- oder Reservehospitälern (General hospitals) geschafft, welche man im Style des Barackenbaus errichtet. Es ist hiermit das sogenannte „Krankenzerstreuungs-System" zum ersten Male in großem Maßstabe und bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes in ganz trefflicher Weise von den Amerikanern in Ausführung gebracht worden, ein System, welches schon im Jahre 1861 der österreichische Militärarzt Kraus empfohlen hatte.



An Verband-, Transport-, Lazareth- und anderen Verpflegungsgegenständen hatten die Amerikaner sich mit einem so reichen, geschickt erfundenen und schön ausgeführten Material versehen, daß sie, als Dr. Evans dasselbe zum Theil auf der Industrieausstellung zu Paris zur Anschauung brachte, in der Konkurrenz, welche sämmtliche kriegführende Völker zur internationalen Verpflegung und Hülfe der Truppen durch ihre Einsendungen hier eingegangen waren, wirklich glänzend bestanden. Ferner wurden die vom Kriegsminister der Vereinigten Staaten während des vierjährigen Bürgerkriegs

von Zeit zu Zeit erlassenen und für das Thun der Offiziere und Militärärzte maßgebenden Cirkulare für die Militärhygieine wahrhaft klassisch, denn sie enthalten die werthvollen Resultate der Erfahrungen, welche auf dem Gebiete der Gesundheitspflege der Armee fort und fort während des Krieges gemacht wurden.

Die Entwickelung des englischen Militär-Sanitätswesens ist von derjenigen anderer Länder in mancher Hinsicht abweichend. Zu den Zeiten der Königin Elisabeth waren die englischen Militärärzte ähnlich wie in den Armeen anderer Nationen mit der Musikbande auf gleichen Rang gestellt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden nur die älteren Militärärzte in gleicher Weise wie die Offiziere angestellt, während die jüngeren nur Hospitalmates hießen. Wohl traten nach und nach einige Verbesserungen ein, allein durchgreifende und principielle Aenderungen erst im Jahre 1858, nachdem der Krimkrieg und der Aufstand in Indien an die Thätigkeit der Militärärzte die schwersten Anforderungen gestellt hatte. Begutachtende Kommissionen hatten sich über die Reorganisation des Sanitätsdienstes ausgesprochen, und ein königliches Patent gab den Aerzten außerordentlich hohe Rangstufen: der Director General war gleich dem Generalmajor, der Inspector General dem Brigadier, der Deputy Inspector General dem Oberstlieutenant, der Surgeon war beim Stabe Major und als Surgeon Major Oberstlieutenant, Assistant Surgeon beim Stabe oder Regiment Lieutenant, nach sechs Jahren Hauptmann. Der Parallelrang bringt auch hier alle diejenigen Vortheile mit sich, welche der korrespondirenden Militärcharge zustehen hinsichtlich des Quartiers, Servis, der Ration, Geldentschädigung ꝛc. Für den Eintritt war eine Zulassungsprüfung und die Absolvirung eines Kurses in der militärärztlichen Schule zur Bedingung gemacht.

Diese von der englischen Regierung eingeführten Bestimmungen schienen für die Stellung der Militärärzte höchst günstig zu sein und führten auch im Jahre 1860 eine nicht geringe Anzahl junger Aerzte in die Reihen der Armee. Allein die Thatsachen bewiesen das Gegentheil. Das Statut war allerdings gut, die Ausführung jedoch, welche der Höchstkommandirende, Herzog von Cambridge, besorgte, um so mangelhafter. Dazu kamen während der nächsten Jahre officielle Bestimmungen, welche die Rangverhältnisse beschränkten, namentlich das Recht, irgend einen militärischen Befehl zu führen, den Aerzten nahm. Ueberhaupt wurde der englische Militärarzt nur als Militärbeamter mit bestimmtem Rang betrachtet, während das Patent von 1858 eine faktische Gleichstellung mit den Offizieren in Aussicht gestellt hatte. Vom Jahre 1860 an nahm dann wieder der Eintritt tüchtiger Aerzte in die Armee ab.

Bei dem immer wachsenden Mangel an Aerzten griff die englische Regierung zu einem Mittel, welches die Interessen der Militärärzte tief verletzte. Sie engagirte im Jahre 1863, weil sie von da an die Sorge für den ärztlichen Dienst in Indien mit zu übernehmen hatte, eine Anzahl von Aerzten „auf Kündigung", welche nicht die militärärztliche Schule passirt hatten. Dies System wurde bald der Gegenstand äußerst bitterer Angriffe. Gegenüber so beklagenswerthen Rückschritten in der Reform des Sanitätswesens ergriff die größte medicinische Körperschaft Englands, das Royal college of physicians, die Initiative; sie wies auf die Mängel hin und beantragte, daß das Patent von 1858 ausgeführt werde, daß man aber auch die sociale Stellung der Militärärzte in vieler Hinsicht verbessere. Nunmehr berief das Kriegsministerium eine Kommission, aus deren Arbeiten ein interessantes Blaubuch von 249 Folioseiten über den Gegenstand hervorging.

Auf Grund der in diesem Blaubuche enthaltenen Erörterungen und Berichte wurde endlich im April 1867 ein königliches Patent erlassen, welches Gehaltsverbesserungen, Dienstzeitbestimmungen ꝛc. enthält, allein über den streitigen Punkt rücksichtlich der den Militärärzten zuzuerkennenden Ehrenrechte stillschweigend hinweggeht. So blieb denn die Stellung der englischen Militärärzte genau die unserer Militärbeamten, nur mit dem Unterschied, daß ihnen ein bedeutend größerer Einfluß auf die Hygieine der Armee gegeben ist.

Vom allgemein organisatorischen Gesichtspunkte aus betrachtet unterscheidet sich das englische Militär-Sanitätswesen von dem aller anderen europäischen Armeen durch das Regimentssystem, welches wieder seinerseits durch die Verwendung der Armee in vielen kleinen Truppenkörpern als Kolonialarmeen bedingt ist. Hierdurch erhält diese Armee einen ganz eigenthümlichen Typus. Es kann deshalb in England nie von einer allgemeinen Wehrpflicht die Rede sein, weil bei diesen in allen Welttheilen verwendeten Truppen nur eine lange Dienstzeit gegenüber den Schwierigkeiten des Transportes gerechtfertigt erscheinen kann. Ein Regimentsarzt verwächst dort gleichsam mit seinem Regiment, bei dem er stehen bleibt.

Allein schon jetzt erheben sich Stimmen in der englischen Presse, welche auf den Nutzen der Bildung eines „Sanitätscorps" hinweisen als natürliche Parallele mit dem Ingenieurcorps. Uebrigens sind die Unkosten für das jetzige englische Militär-Medicinalwesen keineswegs gering. Dasselbe wird im Etat für das Jahr 1869 auf 380,000 Pfund Sterling (etwa $2^1/_2$ Mill. Thaler) angesetzt, ganz abgesehen vom abyssinischen Kriege; eine hohe Summe bei einem gesammten Armeebudget von 15 Mill. Pfd. Sterl. (100 Mill. Thaler).

Die bessere Organisation des Militär-Sanitätswesens Englands gipfelt in der Bildung eines besondern „Medicinaldepartements des Kriegsministeriums" (Army medical department). An der Spitze desselben steht der Director General, unter demselben drei Abtheilungschefs, welche die medicinische, hygieinische und statistische Abtheilung leiten. Aus den Arbeiten dieser drei Abtheilungen gehen die jährlich erscheinenden trefflichen Army medical reports hervor. Allein dieses Departement hat nur mit den Aerzten zu thun, keineswegs einen Einfluß auf die Vorräthe oder auf das Hospital-Sanitätswesen, wie es wohl naturgemäß der Fall sein sollte.

Die Zahl der englischen Militärärzte ist in Folge der zerstreuten Verwendung der Armee verhältnißmäßig sehr groß. Wir erinnern daran, daß die englische Armee im Jahre 1868 incl. Depôt- und Kolonialtruppen aus 206,504 Mann bestand, von welchen 65,292 Mann in Indien standen. Außer dieser Armee besitzt England noch eine eingeborne indische Armee 137,000 Mann stark, darunter 2872 europäische Offiziere. Für die englischen Truppen sind 1100 Aerzte etatsmäßig mit folgenden Rangstufen: 1 Director General, 9 Inspector Generals, 36 Deputy Inspector Generals, 353 Surgeons Majors und Surgeons, 701 Assistant Surgeons. Diese 1100 Militärärzte bilden zwei große Klassen: Aerzte des Stabes und Truppenärzte. Jedem Stabe (medical staff) gehören an: 1 Director General, 9 Inspector Generals, 36 Deputy Inspector Generals, 126 Staff Surgeons Majors und Staff Surgeons, endlich 316 Staff Assistant Surgeons. Die ordinirenden zum Stabe gehörigen Aerzte werden theils auf entfernte Stationen mit keiner bestimmten Truppenstärke, theils bei festen Instituten (Invalidenhäusern, Erziehungsanstalten, Generalhospitälern) verwendet. Zum „indischen Dienst" gehören außer den in Indien stehenden englischen Militärärzten noch 518 Aerzte. Die englische Flotte hat außerdem ein ärztliches Corps von 500 Aerzten von einem Director General bis herab auf Assistant Surgeons.

Fast gleichzeitig mit Preußen ging man auch in Oesterreich mit der Reform des Militär-Sanitätswesens vor. Im Juli 1867 wurde auch hier eine Kommission niedergesetzt, um zu berathen, in welcher Weise man alle Sanitätsanstalten der Armee sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten, also die Garnisons- und Truppenspitäler, die Sanitätskompagnien, Feldspitäler und Ambulancen ꝛc. in einen einzigen Körper zusammenziehen und unter ein einheitliches Kommando stellen könne. Im November 1868 verfaßte dann die Militär-Sanitätskommission einen Entwurf zur Reorganisation mit folgenden Vorschlägen: Die höchste militärärztliche Stelle unter dem Namen „General-Sanitäts-Inspektion" soll aus 5 Mitgliedern bestehen, und zwar einem General-Sanitäts-Inspektor mit dem Range eines Feld-Marschall-Lieutenants, einem Generalstabsarzt als seinem Stellvertreter und drei Oberstabsärzten, die in wissenschaftlichen Dingen autonom, in anderer Beziehung für ihre Beschlüsse der Bestätigung des Kriegsministeriums bedürfen. Dem Oberstabsarzte folgen im Range der Stabsarzt, Regimentsarzt, Bataillonsarzt, Assistenzarzt, Aspirantarzt. Mit dem Bataillonsarzt schließt das feldärztliche Corps ab. Die Aufnahme in dasselbe hängt von einer vorausgegangenen feldärztlichen Bildung und außer dem Diplom von dem Bestehen einer feldärztlichen Prüfung ab. Die Mitglieder dieses Corps sind Offiziere und besitzen die Exekutivgewalt in ihrem Wirkungskreise. Außerdem soll die Josephs-Akademie, die bisherige militärärztliche Bildungsanstalt zu Wien, aufgelöst werden, an ihre Stelle eine militärärztliche Fachschule mit Beibehalten von Kliniken für bereits promovirte Aerzte treten. Auf den Universitäten sollen streng militärärztliche Gegenstände gelehrt werden, damit mit Rücksicht auf allgemeine Wehrpflicht ein weiterer Bildungskreis geboten ist. Somit schließt sich im Allgemeinen dieser Entwurf den Principien an, die auch der Organisation des preußischen Militär-Sanitätswesens zu Grunde liegen. Seinen zeitgemäßen Forderungen wurde denn auch im Interesse der Armee Rechnung getragen, und der Kaiser von Oesterreich genehmigte schließlich folgende Organisation:

Im Frieden und im Kriege bestehen 12 Sanitätskompagnien, wovon jede in 6 Züge eingetheilt ist. Im Kriege werden überdies 36 Divisions-Ambulancen und ebenso viel Sanitätsmaterial-Reserven errichtet, auch wird jeder

Truppendivision eine Sanitätsabtheilung einverleibt. Im Frieden hat ein Theil der Sanitätsmannschaft den Dienst in den Garnisonshospitälern zu verrichten und muß selbst in den Militärapotheken die Mannschaft dieser Truppen verwendet werden. Jede Brigade erhält im Kriege einen halben Zug Sanitätsmannschaft und 4 Bleffirtenwägen. Von den 12 Kompagnien sind 4 in Wien und je 2 Kompagnien in Prag, Graz, Krakau und Pest stationirt. Der Stand der ganzen Sanitätstruppen besteht aus einem Stabsoffizier, 14 Hauptleuten, 44 Offizieren der Sanitätstruppen und 24 Offizieren aus dem Pensionsstande, dann aus 109 Aerzten und 3690 Mann.

Das französische Militär-Sanitätswesen ist in vieler Beziehung hinter den Anforderungen der Neuzeit zurückgeblieben. Der hauptsächliche Fehler desselben liegt darin, daß die Militärärzte bezüglich aller Angelegenheiten, welche die äußere und innere Verwaltung der Hospitäler und selbst ihr eigenes Avancement betreffen, von einem nichtärztlichen Intendanten abhängen. Diese Einrichtung ist dazu angethan, sowohl dem kranken Soldaten Nachtheile zu bringen, als auch eine Unzufriedenheit der französischen Militärärzte mit ihrer Stellung herbeizuführen. Die Folge ist, daß tüchtig wissenschaftlich gebildete Aerzte sich nur in geringer Anzahl veranlaßt sehen, in die Armee einzutreten, in welcher sie keinen relativen militärischen Rang haben. Doch bilden die Militärärzte bei alledem ein gesondertes Corps in der Armee und das gibt ihnen gewissermaßen einen Esprit de Corps. Ihre Bildung erhalten sie zumeist in der École impériale d'application de médecine et de pharmacie militaire zu Paris, einer großartigen Anstalt, die mit dem Militärlazareth Val de grâce verbunden ist; Vorbereitungsanstalt ist die militärärztliche Schule zu Straßburg. Die Aussicht auf den mit Pension verbundenen Orden der Ehrenlegion soll unter den Militärärzten den Eifer für wissenschaftliches und praktisches Streben beleben und fördern.

In der französischen Armee wird jede Ambulance nach dem amerikanischen System hergestellt, wobei die nicht transportablen Verwundeten und Kranken bis zur gänzlichen Heilung auf dem Platze behandelt werden. Das Personal einer Ambulance besteht aus einem Oberchirurgen, 4 Chirurgen, 10 Gehülfen und 12 Untergehülfen, die 52 Krankenwärter unter ihrem Befehl haben, darunter 2 Unteroffiziere und 4 Korporale. Dazu kommen noch 1 Almosenier, 1 Pfarrer und 3 Rechner. Jede Ambulance verfügt über 40 Pferde, wovon 12 Zugpferde für den Transport des Materials, bestehend in 8 Wägen, 17 großen Zelten mit Betten, 51 kleinen und einer Anzahl von Kisten mit Leinen. Jedes der großen Zelte enthält 24 Betten und nimmt einen Raum von 8 Meter Länge und 6 Meter Breite ein. Das Aufstellen und Abbrechen ist außerordentlich leicht. Zum Transport der Verwundeten unter das Zelt verfügt jede Ambulance über 300 Tragbetten und 100 Tragbahren. Man schätzt, daß bei einer Schlacht jede Ambulance 1500 bis 2000 Verwundete besorgen kann. Uebrigens hat jede Ambulance eine Reserve von Medicinalpersonen, die im Nothfall den organisirten Dienst sofort übernehmen und den Erstgekommenen das weitere Vorrücken ermöglichen kann.

In Bezug auf den französischen Sanitätsdienst ist charakteristisch, daß die Aerzte im Falle des Rückzugs angewiesen sind, zu versuchen, die Verwundeten, ob verbunden oder nicht, zurückzuschaffen, dieselben im schlimmsten Falle im Stich zu lassen. Unter keinen Umständen darf sich der Arzt von seinem Truppentheil entfernen. Diese Bestimmungen sind ganz und gar verwerflich, sie entsprechen auch in keiner Weise den Grundsätzen der Genfer Konvention, durch welche das die Verwundeten verpflegende und behandelnde Personal neutral erklärt ist und den Dienst bei den Verwundeten auch in dem Falle fortleisten kann, daß Aerzte und Verwundete dem Feinde in die Hand fallen.

Dr. Ploß.

Handel und Verkehr.

Die Blokade der deutschen Küsten. Wie der Gebrauch sämmtlicher Angriffsmittel der Franzosen im gegenwärtigen Kriege, so war auch die Blokirung unserer Küsten unerwartet spät eingetreten. Und da Deutschland seinerseits trotz des Ueberfalls glücklicher Weise vollkommen in der Lage war, den Krieg zu Lande mit starken, wuchtigen, rasch aufeinander folgenden Schlägen zu führen, die Frankreich bald zum Frieden nöthigen müssen, so wird die Versperrung des

Seewegs für unsern auswärtigen Verkehr sich auf ein Minimum von Zeit und Störung beschränken.

Die französische Flotte war Mitte Juli ebenso wenig kriegsfertig wie das französische Heer. Allerdings hat der Marineminister, Admiral Rigault de Genouilly, niemals mit der verwegenen Zuversicht wie der Kriegsminister, Marschall Leboeuf, seinen Kollegen und den Kammern sein Wort gegeben, er sei gerüstet bis auf den letzten Uniformknopf; im Gegentheil hat er nach glaubwürdigen Berichterstattern allemal, wenn auf den Stand der Rüstungen die Rede kam, erklärt, ihm fehle noch dies und das zur Vollendung. Aber wenn er dadurch für seine Person auch gerechtfertigt dasteht, so war es darum nicht weniger für Frankreich ein Unglück, daß die einzige Waffe, in der es Deutschland unfehlbar überlegen sein mußte, nach dem förmlichen Ausbruch des Krieges noch der Schleifung bedurfte. Hals über Kopf wurde das erste Geschwader Panzerschiffe nach Kopenhagen geschickt, wo es in einem bedauernswerthen Zustande von Unfertigkeit ankam; sollte es freilich doch auch zunächst nur einer politischen Mission dienen, d. h. auf Dänemark den verabredeten scheinbaren Druck zur Theilnahme am Kriege zu üben, der denn freilich Rußlands wirklichem und unerbetenem Drucke gegenüber doch nicht durchschlug. Volle vier Wochen aber dauerte es, bevor eine zweite und dritte Abtheilung nachfolgen und man zur Eröffnung der Blokade übergehen konnte. Der 15. Juli war bekanntlich der für den Krieg entscheidende Tag; vom 15. August an wurden die deutschen Nordseeküsten für blokirt erklärt.

Panzerschiffe werden bekanntlich nicht zur Blokirung von Küsten oder Häfen, auch nicht zur Aufbringung von Prisen, sondern für die Schlacht gebaut. Sie eignen sich denn auch lediglich für die Schlacht; nicht allein für die Verfolgung feindlicher Kauffahrteischiffe, auch für Blokaden sind sie sehr untaugliche Werkzeuge, wenigstens wenn es sich nicht um die Sperrung eines einzigen Fahrwassers oder Hafenzugangs, sondern um diejenige eines weitausgedehnten Küstenstrichs handelt. Man schätzt die Erstreckung der deutschen Seeküste in Nord- und Ostsee auf etwa 180 Meilen. Diese unter wirksamer beständiger Aufsicht zu halten, ist nicht die Sache weniger Schiffe oder einiger sich auf ein paar Punkten geschlossen zusammenhaltender Flottillen. Zusammen aber müssen die französischen Geschwader sich schon halten, zumal in der Nordsee, weil ihnen gegenüber ein wachsamer, kampfbegieriger, im Einzelkampfe wahrscheinlich überlegener Feind auf der Lauer liegt; auch das starke Kohlenbedürfniß und die Untauglichkeit zu bequemem Hinundherkreuzen, welche Panzerschiffen anhaften, setzen sie schlecht in Stand, mehrere räumlich von einander entfernte Buchten oder Flußmündungen gleichzeitig in Schach zu halten. So kommt es, daß in den paar Wochen seit der Ankündigung der Blokade schon wiederholt von der Oder, der Trave und der Weser her gemeldet worden ist: ein deutsches Schiff habe glücklich die Blokadelinie durchbrochen, oder ein neutrales Schiff sei eingelaufen, ohne von dem blokirenden Geschwader etwas wahrzunehmen. Der letztere Umstand muß zu den zahlreichen völkerrechtlichen Streitfragen, welche dieser Krieg in Folge anstößigen französischen Verhaltens aufwirft, eine neue fügen. Seit 1856 nämlich sollen Blokaden, um rechtsverbindlich zu sein, effektiv sein müssen; und Frankreich hat beim Ausbruch des Krieges ausdrücklich erklärt, daß es sich an die völkerrechtlichen Festsetzungen von 1856 gebunden halte. Was heißt aber effektive Blokade im Gegensatz zu den sogenannten Papierblokaden der alten Zeit anders, als daß der Hafen, der für die Schifffahrt geschlossen erklärt wird, auch wirklich durch beständige Anwesenheit wenigstens Eines feindlichen Kriegsschiffes geschlossen sein soll? daß das Recht nicht weiter reichen soll als die Kraft, die Verhinderung des neutralen und erlaubten Handels nicht weiter, als die thatsächliche Verfolgung der Kriegszwecke eben durchaus erheischt? In Berlin wird daher konstatirt werden müssen auf Grund der unverdächtigen Aussagen neutraler Kapitäne, die in blokirte Häfen eingelaufen sind, ohne ein Blokadeschiff zu erblicken, daß die Blokirung so und so vieler Häfen nicht effektiv ist, und folglich aufgehört hat rechtsverbindlich zu sein. Es mag sein, daß die neutrale Rhederei sich durch eine einseitige Veröffentlichung dieser Art im allgemeinen nicht bestimmen läßt, die abgebrochene Fahrt nach deutschen Häfen wieder aufzunehmen, obwohl einzelne unternehmende Eigenthümer und Führer von Schiffen gewiß auf eine solche Bekanntmachung nur warten, um der Lockung ungewöhnlich hoher Frachtsätze nachzugeben: — aber auf alle Fälle würde so doch der Abfall Frankreichs von seinen eigenen feierlich proklamirten Principien festgestellt, und der thatsächlichen Ausbildung des Völkerrechts ein Dienst erwiesen, indem man die Nothwendigkeit schärferer Fassung

oder einer ausgiebigen Kontrole für den die Effektivität der Blokaden betreffenden Satz der Seerechtsdeklaration von 1856 begründete. Höhere Gewalt, d. h. ein Sturm, der die Schiffe nöthigt, ihre Anker aufzuholen und unter Dampf oder Segel zu gehen, mag die einmal ausgesprochene Blokade rechtlich nicht unterbrechen, wenn seine Wirkungen vorübergehender Natur sind. Aber eine erfolgreiche gewaltsame Sprengung thut es jedenfalls, und ebenso muß es auch freiwilliges Verlassen des Postens thun, wie sehr dazu immer die Erschöpfung des Kohlenvorraths oder dergleichen gedrängt haben mag.

Die französische Blokade hat sich auf die Emshäfen nicht erstreckt, weil das rechte Ufer des Dollart, in den die Ems mündet, unter niederländischer Staatshoheit steht, und man weder den neutralen Hafen Delfzyl sperren, noch zwischen seiner Zugangsfreiheit und der Sperrung Emdens, Leers und Papenburgs eine hinlänglich scharfe Linie ziehen konnte, wenn man seine Blokadeschiffe nicht auf einem Punkte vor Anker legen wollte, wo sie mit deutschen 72- oder 96-Pfündern eine sehr unangenehme Bekanntschaft hätten machen können. Es hieß anfänglich, der gleichfalls hart an der Grenze belegene Hafenplatz im äußersten Osten, Memel, sei ebenfalls von der Blokade ausgenommen worden. Allein da Memel selbst am rechten, d. h. russischen Ufer des Niemen liegt und keine russischen Handelsplätze in Mitleidenschaft gerathen konnten, so hat sich diese von vornherein wenig wahrscheinliche Angabe nicht bestätigt. Die Blokadefreiheit der Ems ist natürlich sofort benutzt worden, um dem unterbundenen Seehandel der Weser und Elbe einen Ausweg zu eröffnen. Von Seiten des Norddeutschen Lloyd war gleich nach dem Ausbruch des Krieges ein Vertrauensmann nach Delfzyl abgesendet worden, um zu sehen, ob dort die Verhältnisse so beschaffen seien, daß sich der Nothhandel über diesen Platz leiten lasse, mit Benutzung der Eisenbahn bis Leer und von da ab des Flusses. Die Ausnahme der ganzen Ems von der Blokirung hat erlaubt, von dem ziemlich schlecht zugänglichen, kleinen und geschäftlich unbedeutenden Delfzyl abzusehen. Speditionshäuser in Leer und Emden, zum Theil in aller Geschwindigkeit von größeren Plätzen aus dort errichtet, ziehen den Verkehr Bremens und Hamburgs mit England und der gesammten transatlantischen Welt an sich. Man hat nur zu beklagen, daß die Eisenbahnlücke zwischen dem nordwestdeutschen und dem niederländischen Bahnnetz, von Leer bis Nieuweschans hart an der Grenze, noch nicht ausgefüllt ist, ungeachtet die Unterhandlungen seit Jahren schweben; sonst ließe sich der vortreffliche niederländische Hafen Harlingen, der bereits regelmäßige Dampferverbindung mit England hat, bequemer und billiger benutzen. Die unmittelbare Ueberladung aufs Schiff in Leer hat ihre Bedenken wegen der Beschaffenheit der Emsmündung, die nichts weniger als auf großen Seeverkehr eingerichtet und ohne sichere Rhede ist. Indessen nimmt man für die kurze Zeit der Noth vorlieb. Ostfriesische Butter, Leers Haupthandelswaare, hat schon seit Wochen ihren Abzug nach London gefunden, als die Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs die Versendung ins Innere von Deutschland vorübergehend aufhob, und so die schlimmste Wirkung des Kriegsausbruchs auf Stadt und Gegend verhütet.

Einen zweiten Ausweg für den gehemmten deutschen Nordseeverkehr bieten die Häfen Fridericia und Aarhuus in Jütland. Es gehört zu den besten Folgen der Dänemark aufgenöthigten Neutralität, daß seine jütischen Häfen zu solchen Vermittlungsstationen gemacht werden konnten. Hamburger Makler begaben sich dorthin und ließen sich vorübergehend ganz dort nieder, um das neu erstehende Nothgeschäft in die Hand zu nehmen; Dampferlinien wurden eingerichtet, einerseits nach Hull durch die große englische Cunard-Kompagnie, in genauem Zusammenhang mit deren nordamerikanischer Dampfschifffahrt von Liverpool aus, andererseits nach Gothenburg in Schweden und Christiania in Norwegen. Und während so ein Rest des Hamburger und Lübecker, ja selbst des Bremer Verkehrs mit den nordischen Ländern erhalten blieb, gratulirten sich die Kaufleute von Aarhuus und Fridericia zu dem unerwarteten Gewinn, welchen eine Neutralität ihnen einbrachte, von der sie selbst vielleicht in blindem politischen Fanatismus zuerst nichts hatten wissen wollen. Man hofft ernstlich, die neuen Dampferlinien nicht bloß für die Dauer des deutsch-französischen Kriegs, sondern nachhaltig in Gang bleiben zu sehen. Die alten innigen und lebhaften Geschäftsbeziehungen Jütlands zu Hamburg, die den Deutschenfressern und zum Theil auch den konkurrirenden Geschäftsleuten Kopenhagens — einer Stadt des Vergnügens gleich Paris — ein Dorn im Auge sind, werden so aufs neue befestigt und müssen nach der Wiederherstellung des Friedens unter so vollständig veränderten politischen Verhältnissen dazu beitragen, unsere

Stellung zu Dänemark und dem ganzen skandinavischen Norden fühlbar zu verbessern.

Die nordischen Länder sind für einen großen Theil ihres ausländischen Bedarfs auf die deutschen Seehandelsplätze, zumal auf Hamburg, Bremen und Lübeck angewiesen. Es versteht sich von selbst, daß sie sich nach der Kriegserklärung ungesäumt für den Winter zu versorgen gesucht haben, und die späte Ankündigung der Blokade ließ ihnen dazu ziemlich viel Zeit, während solche Waaren, die etwas erhöhte Transportspesen nicht zu scheuen brauchen, auf den bezeichneten Umwegen ihnen auch jetzt noch zugehen. Gleichwohl rechnet man namentlich in Lübeck, dem Hamburger Abladeplatz für die Ostsee, darauf, daß sich nach dem ja wohl bald zu gewärtigenden Friedensschluß noch ein Herbstgeschäft mit dem Norden entwickeln werde.

Aus Mecklenburg und den preußischen Ostseeländern ist noch vor dem Beginn der Blokade viel Getreide nach England verschifft worden. Ein Erlaß des Generalgouverneurs der Küstengegenden, General Vogel und Falckenstein, der die Getreideausfuhr in Bausch und Bogen verbot, hatte allerdings die Wirkung der Blokade für diese darauf angewiesenen Provinzen verhängnißvoll vorweggenommen. Allein die prompte Energie des Vorstands der Königsberger Kaufmannschaft, der sofort eine kurze eindringliche Beschwerde an den Bundeskanzler im großen Hauptquartier richtete, bewirkte, daß das Verbot zurückgezogen und die Blokade des Feindes für solche Handelssperre abgewartet werde. Von einem rein militärischen Gesichtspunkt möchte gegen die Maßregel des Generals von Falckenstein wenig einzuwenden gewesen sein; allein der Vorfall zeigt eben, daß die militärische Einsicht selbst im Kriege nicht durchgehends ausreicht, und man hätte wohl wünschen können, daß dem berühmten Feldherrn einer der volkswirthschaftlich gebildeten Räthe des Bundeskanzleramts an die Seite gegeben wäre, wenn er auch für derartige Erlasse kompetent sein sollte.

Die störenden volkswirthschaftlichen Folgen der Blokade darf man sich nicht zu arg vorstellen. Sie haben nicht im allerschwächsten Maße etwas gemein mit der Einschließung, welche unsere siegreichen Heere über Straßburg und Metz bereits verhängt haben und über Paris zu verhängen im Begriff sind. Die Wirkung der Belagerung einer befestigten Stadt ist, daß in kürzerer oder längerer Frist Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen eintritt, an Gemüse, Fleisch, Brod, Kaffee, Bier, Wein und selbst Wasser. Dagegen läßt sich dreist behaupten, daß die französische Blokade unseren Küsten mitsammt der voraufgegangenen Verjagung unserer Kauffahrteischiffe vom Meere noch nicht den Erfolg gehabt hat, die Preise eines einzigen wichtigen Artikels hinaufzutreiben, und auch schwerlich überhaupt haben wird, der Krieg mag sich noch so sehr in die Länge ziehen.

Was zunächst die Feldfrüchte betrifft, so ist die deutsche Ernte, eins ins andere gerechnet, nicht ungünstig ausgefallen, während die französische Ernte nach den Erhebungen des großen Marseiller Hauses Estienne nur etwa die Hälfte einer guten Mittelernte beträgt. In der Provinz Preußen, die so leicht und oft Noth leidet, erfreut man sich diesmal sogar eines glänzenden Ertrags. Sollten wir der Zufuhr bedürfen, so kann dieselbe freilich nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Weichsel oder der Oder, der Elbe oder der Weser hereinkommen, aber nichts hindert das östliche Deutschland, über die russischen Häfen, und das westliche, über die holländischen und belgischen Häfen zu beziehen, abgesehen von den Massen Korn, welche Ungarn und Rußland uns aus ihrem Ueberschuß zu Lande werden zukommen lassen. Vieh ferner führt Deutschland nicht sowohl ein als aus, so daß eine Beschränkung der Verkehrsstraßen, eine daraus hervorgehende Vertheuerung des Transports den heimischen Markt eher zu überfüllen als zu leeren dienen wird. Hier könnte höchstens die mörderische Rinderpest, die gleichzeitig in mehreren Provinzen aufgetreten ist, Gott weiß woher eingeschleppt, einen das Fleisch rar und theuer machenden Einfluß üben. Aber die deutschen Behörden kennen ja das Mittel, ihrer Herr zu werden, und werden sich nicht der strafbaren Nachlässigkeit der niederländischen Behörden im Jahre 1867 schuldig machen, die dem Lande so viel Vieh und Geld gekostet hat, ehe man entschlossen zum Beile griff und alles Verdächtige erschlug. Nur die sogenannten Kolonialwaaren eigentlich sind es, wobei Deutschland zu seiner Versorgung wesentlich auf die eigenen Seehäfen angewiesen ist. Zucker gehört, Dank den langjährigen unfreiwilligen Opfern der Konsumenten, durch welche die Rübenzuckerindustrie in die Höhe gebracht worden ist, schon nicht mehr dazu. Kaffee aber können uns die Niederlande von ihren ostasiatischen Kolonien mehr liefern, als wir brauchen; für Thee ist Rußland eine Nothbezugsquelle. Der Krieg wird ja auch nicht so lange dauern, daß der Handel sich ganz in diese Auswege der Ver-

legenheit hineingewöhnte, so daß z. B. Königsberg es später schwer fände, sein großartiges Theegeschäft wieder herzustellen, das tief nach Rußland hineinreicht, oder Hamburg und Bremen, es im Kaffeegeschäft mit Amsterdam und Rotterdam aufzunehmen. Wie mit diesen Gegenständen des unmittelbaren täglichen Verbrauchs, so ist es in noch höherem Grade mit der übrigen Einfuhr; und wie um die Einfuhr, so steht es auch um die Ausfuhr: man behilft sich einige Wochen oder Monate schon, wenn sonst nur alles gut geht, ohne besonders tiefeingreifenden Schaden.

Den fühlbarsten Nachtheil erleiden natürlich die Erwerbszweige, welche eben auf den Seeverkehr der deutschen Häfen angewiesen sind. Lootsen haben nichts zu thun; Fischer müssen ihre Netze ungebraucht verfaulen lassen; die himmelhohen Packhäuser der Seehandelsplätze leeren sich allmählig bis auf den letzten Raum und fressen Miethe; die Ein- und Auslader der Schiffe lungern müßig im Hafen, wie die deutschen Matrosen und Kapitäne, welche nicht auf fremden Schiffen haben Dienste nehmen können oder wollen. Das Kapital des Rheders und des am Seehandel betheiligten Kaufmanns, statt Zinsen abzuwerfen, verschleißt sich ungenutzt. Ein bedeutender Theil dieser negativen Verluste würde übrigens erspart, wenn das Privateigenthum im Kriege auch zur See so heilig wäre wie auf dem Lande, — wenn in Folge dessen die deutschen Handelsschiffe selbst im Falle eines Seekriegs, der die deutsche Kriegsflotte vom Meere fegte und alle deutschen Häfen in Blokadezustand versetzte, zwischen fremden, neutralen Häfen ihrem friedlichen Gewerbe ungehindert nachgehen könnten.

Dieses große Princip durchzusetzen, wird Deutschland nach der Beendigung des gegenwärtigen Krieges dann hoffentlich ja wohl die Macht besitzen. In maritimen Kreisen regen sich noch weitergehende kühne Forderungen. Der Vorsitzende des Deutschen Nautischen Vereins, Herr H. Tecklenborg in Bremen, ein Mann, der sich weitverbreiteten und wohlverdienten Ansehens erfreut, ist mit dem Nachweis beschäftigt, daß es von Rechts wegen weder Blokade noch Verfolgungen von Kriegskontrebande mehr geben sollte. Man darf diesem Nachweise den besten Erfolg wünschen, wenn man einstweilen auch noch bezweifeln zu müssen glaubt, daß die Blokade der deutschen Nord- und Ostseeküsten im Jahre 1870 das letzte derartige Erlebniß im Schoße der civilisirten Welt gewesen sein werde.

Anfang September.

A. Lammers.

Kriegswesen.

Der strategische Werth von Elsaß-Lothringen. Nach Jahrhunderten nationaler Zerrissenheit und daraus hervorgehender Ohnmacht tritt an uns Deutsche plötzlich die Frage heran: Wie viel von Lothringen und was außer dem ganzen Elsaß sollen wir zurücknehmen? Bis jetzt haben die hierüber verlautbarten Kundgebungen vorwiegend die politische Seite der Frage erörtert, die strategische hingegen, welche doch die entscheidendste sein dürfte, weniger oder nur oberflächlich in ihren Bereich gezogen. Der vorliegende Aufsatz hat den Zweck, die strategische Seite ausschließlich zu beleuchten, ohne Rücksicht auf die politische, die zu sehr von individuellen Anschauungen und bloßen Vermuthungen abhängt, während jene eine wissenschaftlich begründete Basis hat. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Beschaffenheit der beiden, ehemals deutschen Reichsländer.

Der Elsaß gleicht von Hagenau bis Belfort fast in jeder Beziehung den gegenüberliegenden Theilen Badens. Das Volk ist auch ein und desselben Stammes und Charakters auf beiden Seiten dieses Theiles des Rheins. Der Rheinpfalz hingegen gleicht der nördlich und westlich von Hagenau gelegene Theil und jener über die Vogesen hinausliegende Zipfel, in welchem sich die Orte Lützelstein, Bockenheim und Saarwerden befinden. Ganz gleichen Charakter mit diesem hat der von Lothringen dazwischengeschobene, unmittelbar an die Pfalz grenzende Zipfel, in dem die vielgenannte Festung Bitsch liegt. Der eigentliche Elsaß oder „das Land der Ill-Sassen" ist vorwiegend Ebene und reicht nur bis eine Meile nördlich von Straßburg. Die vorherbeschriebenen Landschaften hingegen haben ausgesprochenen Gebirgscharakter, der nach Westen hin zu- und nach Osten hin abnimmt. Bei Brumath, Hagenau, Sultz und Weißenburg liegen die Vorstufen als liebliches

Hügelland. Die Westgrenze des Elsaß bildet ein Gebirgszug, den wir Deutsche Wasgau, die Franzosen jedoch les Vosges, d. h. Vogesen, nennen. Seine östlichen Abhänge sind schroffer als die westlichen, welche mehr als Hochland ins Lothringische verlaufen. Seine größten Höhen finden sich im Süden des Landes, woselbst sie bis 4400′ hoch aufsteigen, die Höhe des Kamms schwankt zwischen 1600 und 2000′. Der Wasgau ist ein Urgebirge aus Granit und Gneis, doch tritt in seinem nördlichen, mehr dem Hardtgebirge der Pfalz ähnlichen Theile der bunte Sandstein und an den Osthängen daselbst auch Molasse auf. Das Ganze ist, mit Ausnahme des eigentlichen Kammes, dicht mit Laubholz bewachsen. Gebirge aus Felsarten wie die vorgenannten sind immer schwer zugänglich, reich an zerrissenen steilen Schluchten und arm an Einsenkungen, welche sich zu Pässen eignen. In dem bis zur pfälzer Grenze 27 Meilen langen Wasgau finden wir daher nur 6 Haupt- und 3 vernachlässigte Pässe. Der erste Paß, im Süden anfangend, führt von Mühlhausen über Thann nach Rémiremont in Lothringen. Er liegt zwischen zwei Gebirgsstöcken, von denen der südlichste und zugleich Wurzelstock des Wasgau „die St. Antonsberge des Elsaß" oder auch „Ballon Gresson", der nördliche hingegen Ventron genannt wird. Das Joch dieses Passes, durch welches die Eisenbahn Epinal-Mühlhausen gelegt wird, ist gut im Stande, liegt etwa 2000′ hoch und es entspringen an seiner westlichen Seite die Quellen der Mosel, an der östlichen die des Thur, eines Nebenflüßchens des Ill. In den lothringischen Thälern dieser beiden Gebirge wohnen Romanen, die einen [illegible] französischen abweichenden Dialekt sprechen. Diesseits ist noch alles trotz der französirten Namen deutsch. — Der nächste Paß nach Norden, 5½ Meilen vom Mosel-Paß entfernt, ist der Meurte- oder Meurthe-Paß. Er führt von Kolmar und Kaisersberg durch das Behinethal über die 2300′ hohe Wasserscheide nach Lothringen in das Quellengebiet der Meurthe und von da zunächst nach St. Diey. Er ist von guter Beschaffenheit, obwohl wie der vorige vielfach gewunden, auf- und absteigend und durch enge, leicht zu sperrende Schluchten führend. — Der dritte Paß, ebenso beschaffen, wie die vorigen, führt von Schlettstadt bei Marie-aux-Mines über die 3400′ hohe Wasserscheide ebenfalls nach St. Diey. — Der vierte Paß, ein nicht für Fuhrwerk eingerichteter Saumpfad, führt von Schlettstadt am nördlichen Fuße des 3140′ hohen Dononberges nach dem lothringischen Flecken Senones, von dem ein Vicinalweg südlich nach St. Diey geht. — Der fünfte, ebenso schlecht beschaffene Paß führt von Straßburg über Molsheim und Mutzig das Bruchethal hinauf über die 1600′ hohe Wasserscheide (1 Meile östlich von Senones) in das Rabodauthal nach letztgenanntem Orte. — Zwischen dem Dononberge und den Eingangs erwähnten Höhen, welche mehr dem pfälzer Hardtgebirge als dem Wasgau anzugehören scheinen, dehnt sich ein ungemein ödes Gebirgsstück aus, welches der Große Rothberg oder Grand Rougemont genannt wird. An seinen nördlichen Abstürzen befindet sich ein Doppelpaß, der sechste. Der eine geht von Zabern das Zornthal westwärts hinauf, verläßt dies etwa eine Meile von der genannten Stadt und klettert über das Plateau nach Saarburg in Lothringen. Er enthält die Eisenbahn Straßburg-Lunéville. Der andere, vortrefflich eingerichtete Hauptweg führt von Zabern an der Festung Pfalzburg vorbei, westlich ebenfalls nach Saarburg einerseits und nordwestlich nach Bockenheim und Saarwerden andrerseits. — Der siebente Paß führt bei der Festung Lützelstein (La petite Pierre) über die Wasserscheide. Er vereinigt drei Wege in sich, die von Brumath, Hagenau und Sultz aus dem Elsaß heraufsteigen. Seine Passage ist schwierig. — Der achte (schlechte) Paß geht an der Feste Lichtenberg vorbei durch das Moderthal über das Gebirge und gehört gleichfalls zu den verrufenen. — Der neunte, vortrefflich gebahnte, aber durch die Festung Bitsch vollständig gesperrte Paß geht beim Wolfsgarten über die Wasserscheide und verbindet die elsässischen Städte Hagenau, Sultz und Weißenburg mit Bockenheim, Saargemünd und Zweibrücken. Er war für die Franzosen von ungeheurer Wichtigkeit.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts galten alle diese Pässe noch für unpassirbar während der Winterszeit. Dies hat sich mittlerweile sehr geändert in Folge des mehr oder minder sorgfältigen Wegebaus, doch gehört die Passage derselben während der rauhen Jahreszeit auch jetzt nicht zu den Annehmlichkeiten; ein marschirendes Heer wenigstens würde große Mühe beim Ueberschreiten haben.

Die natürliche und jederzeit offene Pforte des Elsaß liegt im Süden bei Belfort. Es ist dies ein 6 Meilen breites, völlig ebenes Thal zwischen dem schon genannten Wurzelstock des Wasgaus, dem Ballon Gresson und den nördlichen Ausläufern der Juraketten. Das

Land, obwohl 1080′ über dem Meere gelegen, ist hier so flach, daß man einen Kanal hindurchziehen konnte, der den südwärts strömenden Doubs mit dem nordwärts fließenden Ill (d. h. Rhone und Rhein) verbindet. Die Franzosen haben die Wichtigkeit dieser Pforte längst gebührend gewürdigt und sie durch die Festung Belfort geschlossen. In diese vereinigen sich die Wege und Eisenbahnen, welche aus dem mittleren und südlichen Frankreich in den Elsaß und damit zugleich an die bisher verwundbarste Stelle Süddeutschlands, nämlich an den badischen Oberrheinkreis führen.

Das Bild, welches **Lothringen** uns bietet, ist nicht so einfach wie das des Elsasses. Zunächst kommt es darauf an, zu sehen, wo die politischen Grenzen dieses Reichslandes gegen Frankreich hin zu suchen sind. Man ziehe eine Linie von Mühlhausen über den Ballon Gresson nach Châtillon-sur-Saône, dann hat man zwischen jenem Gebirgsstock und dem Ostabhange der Hochebene von Langres die Südgrenze Lothringens, etwa 12 Meilen in der Länge. Die Westgrenze findet man annähernd, wenn man von Châtillon eine Linie in nordnordwestlicher Richtung nach St. Dizier an der Marne zieht und von dort nördlich nach Sedan. St. Dizier liegt etwa in der Mitte dieser gebrochenen Linie, die ungefähr 32 Meilen lang ist. Die natürlichen Grenzen fallen mit diesen alten politischen nicht zusammen. Zunächst sehen wir im Süden die westliche Fortsetzung des Wurzelstocks der Vogesen, welche 2100—2300′ hoch ist und bis Rémiremont gehend das oberste Moselthal gegen Süden begrenzt. Ein Paß führt aus dem Süden über Plombières nach letztgenannter Stadt, und ein anderer, mehr nach Westen streichender Weg führt von Plombières durch den Paß von St. Laurent nach Epinal an der Mosel. Zwischen beiden, etwa 2 Meilen von einander entfernten Pässen liegt der ansehnliche Gebirgsstock Chaumont. Von da zieht sich im nordwärts einspringenden Bogen das 3 Meilen lange Sichelgebirge hin, welches bei der Quelle der Saône, bei dem beschwerlichen Passe Viomenil endet. Derselbe führt von Vesoul nach Mirecourt in Lothringen. Dort beginnt dann mit 1230′ Höhe die südwestlich bis zur Côte d'Or streichende Hochebene von Langres. Sie wird bei den lothringischen Dörfern Sénonges, Provenchère, Sérocourt von Pfadpässen und bei Jches von einer schönen Straße durchschnitten, die von Mirecourt kommt und sich auf dem Plateaurande hinzieht. Von da streicht die Hochebene nach Norden, indem sie sich bis Neufchâteau an der Maas allmählig senkt. Der letztere Ort ist als Knotenpunkt von 5 Chausseen äußerst wichtig. Dieselben führen zwar durch Hochlande, aber nicht durch eigentliche Pässe. Die eine geht das Maasthal hinauf nach Langres an der Marnequelle, die andere über das Plateau nach Chaumont-en-Bassigny (an der Marne). Gleich nördlich von Neufchâteau kann man annehmen, daß der berühmte Argonnerwald beginnt, der sich bis nach Mézières und Sedan an den Ardennenwald hinaufzieht. Dies Gebirge ist zwar nur 1300′ hoch, aber sehr unwirthbar und rauh. In der kälteren Jahreszeit ist es nur auf den vorzüglichen Landstraßen zu passiren, die an 8 Stellen hinüberführen und den Namen Pässe verdienen. Es streicht in zwei Parallelketten von Norden, wo es am höchsten ist, nach Süden. Die westliche und zugleich ödeste Kette liegt zwischen den Flüssen Aisne und Aire, die östliche zwischen Aire und Maas. Die Berge, welche alles lothringische Land zwischen Maas und Mosel bis südlich über Toul hinaus erfüllen, heißen die Moselberge. Sie zeigen nur theilweise auffallend öde, aber doch dicht bewaldete Strecken. Die Höhen zwischen Maas und Saar können als die Fortsetzungen der Gebirge Luxemburgs und Rheinpreußens gelten, während das Land der Meurthe, sowie der Quellengebiete der Maas und Saar von der westlichen Abdachung der Vogesen erfüllt ist, die zahlreiche Seen aufweist. Lothringen ist durchaus Gebirgsland und hat trotz seiner südlichen Lage ein ziemlich rauhes Klima. Die Landdistrikte der Westseite haben den Charakter der Champagne, nämlich kreidehaltigen Boden, der im Sommer [illegible] in der kühleren Jahreszeit von Feuchtigkeit fast aufgelöst ist. Die wichtigsten Pässe des Argonnerwaldes führen: von Stenay an der Maas nördlich nach Mouzon und Sedan, westlich nach Beaumont, Dorf Stonne und La Chene jenseits des Barflüßchens; ferner nach Buzancy und Grand-Pré; — von Dun an der Maas nach Varennes und St. Ménehould (schlechter Weg); — von Verdun nach Varennes und Grand-Pré, sowie von Verdun über Clermont nach St. Ménehould, und von Verdun südwärts über die Aire bei Chaumont nach Bar-le-duc.

Fassen wir die Einzelheiten in ein Gesammtbild zusammen, dann sehen wir leicht, daß Lothringen den Schlüssel zum Elsaß und überhaupt zu den linken Rheinlanden bildet. Alle die erwähnten Gebirge sind bis auf

die Hochebene von Langres lothringische Gebirge, die nach Frankreich und nach dem Elsaß zu steil abfallen, was sogar bei der vorgenannten Hochebene der Fall ist. Wer also Lothringen besitzt, kann aus demselben nach allen Seiten hin herabsteigen; eine Bewegung, die im Feuer bekanntlich leichter auszuführen ist als das Hinaufklimmen. Ferner sieht man, daß Lothringen aus 3 Haupt- und 6 Sekundär-Vertheidigungsabschnitten besteht, die sämmtlich miteinander parallel laufen und ebensowohl für Frankreich gegen Deutschland als für letzteres gegen ersteres geeignet sind, weil sie sämmtlich von Norden nach Süden streichen, also ihre Fronten nach Osten, resp. Westen haben, je nachdem der Besitzer wechselt. Die drei Hauptvertheidigungsstellungen liegen zwischen Aire und Maas, zwischen Maas und Mosel und zwischen Mosel und Saar. Die Sekundärstellungen sind zwischen Aisne und Aire, Orne und Mosel, Mosel und Meurthe, Mosel und Seille, Seille und Saar, Mosel und Nied, Saar und Vogesen. Die letztere hat naturgemäß ihre Front nach Nordosten, bezüglich Südwesten. Die Hauptrichtung sämmtlicher Gebirge ist durchaus von Süden nach Norden, weshalb auch sämmtliche Flüsse diese Richtung inne haben. Nur das Sichelgebirge und die Hochebene von Langres streichen von Osten nach Westen, doch fallen ihre Abdachungen ebenfalls von Süden nach Norden. Jede Stellung bildet einen Wall (Gebirge) nebst davorliegendem Graben (Fluß). Was die Heeresstraßen (einschließlich der Eisenbahnen) betrifft, so streben die von Metz und Verdun hauptsächlich von Westen nach Osten, die von Nanzig, Toul und Luneville vorwiegend nach Osten, Westen und Süden. Außer Metz, Verdun, Toul und Nanzig sind die wichtigsten Wegeknoten, von denen Straßen nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlen: Stenay, St. Mihiel, Vaucouleurs, Commercy, Neufchâteau, Mirecourt, Luneville, Epinal, Saaralbe, Saargemünd, St. Avold und Bouzonville (Butzenweiler). Derartige Punkte haben im Frieden als Centralplätze des Verkehrs schon eine große Bedeutung, im Kriege hingegen beherrschen sie die Bewegungen des Feindes und werden deshalb zu Koncentrationspunkten der Armeen erwählt. Ihr Besitz ist also äußerst wichtig, zumal wenn sie, wie die hier aufgezählten, fast sämmtlich in den Außendistrikten liegen.

Welche Bedeutung Elsaß-Lothringen in den Händen der Franzosen hatte, das hat das mittlere Europa Jahrhunderte lang zu seinem Schaden erfahren. Dieses im Dreieck gegen Deutschland vorspringende Bastion war für die immer raub- und ländergierigen Wälschen die Zwingburg, von der aus sie die Schweiz, Oesterreich, Deutschland und die Niederlande militärisch beherrschten. Hinter dem undurchdringlichen Vorhange der Vogesen konnten sie ihre Bewegungen verbergen und bald die Front zum Angriffe nach Norden, bald nach Osten kehren. Durch die große Elsaßpforte bei Belfort war es ihnen möglich, ganz unerwartet mit den Heeresmassen des südlichen Frankreichs hervorzubrechen, den Schwarzwald zu überrumpeln und dadurch Würtemberg und Baden mit einem Stoße niederzuwerfen, mit einem zweiten, das Donauthal hinab, Bayern und Oesterreich. Bei Weißenburg pflegten sie in die Pfalz zu dringen und auf Mainz loszugehen, während sie von Metz das Moselthal hinab sich auf Koblenz und die Länder des linken Rheinufers stürzten. Weil die Franzosen gegen uns nur Offensivkriege zu führen beabsichtigten und führten, häuften sie ihre Kriegswerkstätten, Zeughäuser und Munitionsvorräthe in Elsaß-Lothringen an, um sie gleich in ihrer Operationsbasis zur Hand zu haben. Friedlichere Staaten legen derartige Einrichtungen und Sachen möglichst weit von den Grenzen fort ins Innere. Aber die Franzosen hatten in solcher Stellung nicht leicht von uns etwas zu fürchten, darum konnten sie dies Abnorme wagen! Bei unserer Zerfahrenheit konnten wir seit 1816 nichts weiter thun, als einige Defensivposten aufstellen, jedoch so, daß die „Empfindsamkeit" der raufluftigen Nachbarn möglichst wenig dadurch gereizt wurde. Um also Süddeutschland zu decken, wurden Rastatt und Ulm befestigt. Damit bezeichnete man von vornherein den ganzen Winkel von Rastatt bis Basel und dem Ostende des Bodensees inklusive Stuttgart als verlorenes Terrain, um welches man nur unter Umständen zu kämpfen gesonnen sei. Hierbei walteten die Grundsätze der Rückzugstheorie ob, indem man die Möglichkeit des Besiegtwerdens nicht ganz ohne Grund für sicherer annahm als die des Siegens, und danach war es allerdings sehr gewagt, ein Heer am westlichen Fuße des Schwarzwaldes aufzustellen (denn dieses wäre ja durch die natürlichen Burgen beim Fliehen aufgehalten worden!) und Staufen oder Freiburg zu einer Festung zu machen. Oberkirch oder Offenburg in Baden wurden nicht befestigt, obwohl man dadurch Straßburg paralysirt hätte — freilich, wie hätte es dann mit unserer Front gestimmt, die mit

der Südgrenze der Pfalz Linie zu halten hatte und sich auf dem rechten Flügel an eine Festung lehnen sollte, was sehr richtig war. Ulm sollte bei solcher Aufstellung dem linken Flügel zur Anlehnung dienen und den von Tübingen oder Eßlingen zurückgedrängten Centrumstruppen den ersten Halt- und Sammelpunkt bieten. Auf dem linken Rheinufer flickte man an Mainz herum, ohne etwas Nennenswerthes zu Stande zu bringen, und behielt die aus französischen Händen übernommene Befestigung von Saarlouis, Landau und Germersheim bei. Für Saarlouis geschah wenigstens etwas, denn unter Preußens Herrschaft wurde es aus einer unbedeutenden in eine Festung ersten Ranges umgewandelt und erhielt so wirklich eine Bedeutung für die Deckung des Hinterlandes, zumal gleichzeitig auch für das in preußischen Händen befindliche Luxemburg viel geschah, um es zu einem wirklichen Anlehnungspunkt des preußischen rechten Flügels, eventuell zu einer Ausfallspforte gegen die französische linke Flanke zu machen. Preußen traute der deutschen Bundesheerverfassung wenig zu und war deshalb darauf bedacht, sich sein linkes Rheinland auf eigne Faust gegen die lothringische Front zu sichern, deshalb wurden Koblenz und Ehrenbreitenstein zu Festungen ersten Ranges als Aufnahme- und Sammelpunkt der Armee umgeschaffen, Köln und Deutz neu befestigt, um gegen einen Durchmarsch der Franzosen durch das neutrale Belgien geschützt zu sein. Wesel wurde aus ähnlichen Gründen zu einer Festung ersten Ranges verstärkt. Diese ebenso kostspieligen als lästigen Vorkehrungen verdanken wir unserer schlechten Westgrenze, die gegenüber der Lage und Beschaffenheit von Elsaß-Lothringen selbst dann noch gefährlich wäre, wenn das ganze Deutschland eine einzige Monarchie bildete. Der militärische Schwerpunkt Deutschlands liegt im Norden, und zwar strategisch zwischen Berlin, Wittenberg und Magdeburg. Die deutsche Front gegen Frankreich läuft von Nordwesten nach Südosten, dies bedingt die Lage Frankreichs gegen uns. Dadurch sind wir gezwungen, entweder von vornherein Terrain aufzugeben, wie dies schon in den süddeutschen Befestigungssystemen ausgesprochen wurde, oder mit einer gebrochenen Front, d. h. getheilt, gegen Frankreich zu fechten, denn unserer gebrochenen Front fehlte es an jedem Angelpunkte. Ueberdies wie sollten die Heere der badischen Front ohne außerordentliche Glücksfälle etwas ausrichten? Sie könnten bei Lörrach durch die aus Südfrankreich hervorbrechenden Feindesmassen in die linke Flanke gepackt und aufgerollt oder bei Altbreisach, resp. Offenburg durchbrochen werden. Gingen sie über den Rhein, ehe unsere zwischen Luxemburg und Landau stehende Heerlinie entschieden gesiegt hätte, dann hätten sie zunächst vor den Festungen Straßburg, Schlettstadt, Neubreisach und St. Croix einen ansehnlichen Theil ihrer Kräfte zur Beobachtung zurückzulassen, und demnächst müßten sie gegen die Vogesenpässe Sturm laufen. Hierbei würden sie nicht bloß mit einer überlegenen Zahl von Vertheidigern zu thun haben — denn die Franzosen können in ihrer koncentrirten Stellung ihre Kräfte nach Belieben nordwärts oder ostwärts schieben — sondern auch in ihrer linken Flanke jeden Augenblick einem Vorstoß von Belfort her ausgesetzt sein.

Beim Entwerfen des Planes zum letzten Kriege hatte man so wenig Zutrauen zu einer Doppelfront und einem Angreifen des Elsaß oder Vertheidigen Badens, daß man nicht bloß den „verlornen Winkel" von vornherein Preis gab, sondern vorübergehend vielleicht noch mehr von Süddeutschland nach Osten hin. Ulm, Rastatt und Ingolstadt hatten nur ihre Besatzungen und im Schwarzwald zogen etwa 1500 Mann von einem Dorfe zum andern, um dadurch den Eindruck eines Armeecorps hervorzubringen, was auch gelang; aber die ganze sonstige Macht Süddeutschlands war in der Rheinpfalz und im nördlichen Zipfel Badens versammelt, wo sie mit den norddeutschen Heeresmassen, Front nach Süden, zu gemeinsamem Handeln stand. Dort lag allerdings die Entscheidung, denn wenn auch französische Corps die Entblößung Süddeutschlands benutzt hätten und bis München vorgedrungen wären, so hätten sie doch zurück gemußt, sobald unsere Front von der Saar und Lauter siegreich über Metz, Nanzig und Kolmar hinausgerückt wäre. Aber der momentane Erfolg des Feindes in Süddeutschland wäre immerhin ein höchst beklagenswerthes und vielleicht folgenschweres Ereigniß gewesen, und daß die Franzosen nichts derart versuchten, hatte, außer politischen Gründen, nicht vorher zu sehende Ursachen: Uebereilt hatten sie sich in den Krieg gestürzt, um uns zu überfallen und so mit Sicherheit ihren Feldzug mit Erfolgen wenigstens zu eröffnen. Als sie uns den Krieg erklärten, hatten sie mindestens 100,000 Mann schlagfertig an unseren Grenzen. Statt nun mit 60,000 Mann unverweilt über Saarbrücken in unsere damals unbesetzten und vorübergehend zum Preisgeben bestimmten linken

Rheinlande einzubrechen und Verwirrung oder doch Verheerung anzurichten und gleichzeitig mit 40,000 Mann über Straßburg oder Neubreisach in Süddeutschland einzufallen, thaten sie nichts von Allem, sondern blieben stehen. Ihre Führer erschraken vor unserer politischen und kriegerischen Haltung; sie ließen sich durch falsche Berichte über die Vorgänge hinter dem Schleier unserer Vorpostenketten täuschen; sie stutzten, kompletirten unter den Nachwehen der vorherigen Uebereilung ihre Truppenkörper und schienen der Ansicht, daß wir warten würden, bis sie uns angriffen. Das nennt man Glückszufälle, und zwar außerordentliche. Wären die Franzosen mit 40,000 Mann, wie sie gekonnt, in Süddeutschland eingebrochen, dann wären die dortigen Mobilmachungen sammt und sonders vereitelt und eine Menge braves Blut nutzlos bei der Vertheidigung des heimatlichen Bodens verspritzt worden. Ein Abfall der Süddeutschen wäre deshalb noch nicht erfolgt, denn inzwischen wären die norddeutschen Rüstungen vollendet gewesen und der eigentliche Krieg hätte begonnen. Aber um wie viel theurer wären unsere Erfolge erkauft und wie wäre Deutschland wieder verheert worden, abgesehen davon, daß unsere Erfolge unter solchen Umständen wohl nicht so glänzend ausgefallen wären wie jetzt!

Derartiges haben wir aber bei jedem Kriege mit Frankreich zu erwarten, so lange Elsaß-Lothringen nicht unser sind. Lassen wir uns darüber nicht täuschen durch die taktischen Erfolge von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken!

Auch der Besitz des Elsaß allein würde uns gegen derartige Eventualitäten nicht schützen, denn an unserer Aufstellung änderte er nichts, da unsere Front immer gegen Süden, nicht gegen Osten gekehrt werden muß. Keinen Ueberfall, sondern immer normalen Kriegsbeginn vorausgesetzt, könnten wir aus dem Elsaß nicht mit einem Sturmlauf gegen die Vogesen den Krieg eröffnen, sondern müßten uns dort in den Festungen vertheidigen — denn mit dem Rhein unmittelbar im Rücken wäre an Feldschlachten nicht zu denken. Neubreisach und Straßburg könnten allerdings während des Friedens so erweitert und umgebaut werden, daß sie je ein Armeecorps aufzunehmen vermöchten, wodurch wir in die Lage kämen, auch auf elsässischem Boden Vertheidigungsschlachten zu schlagen; aber daß es zu solchen käme, hinge doch immer von den Franzosen ab, welche vermöge Lothringens Herren der Vogesenpässe blieben, die wir vor ihnen nicht schließen könnten, weil die Festungen des Elsaß nicht als schließende Thore vor den Pässen, sondern als Ausfallspforten gegen Deutschland bei oder am Rhein liegen. Nur Belfort sperrt das Land gegen Süden ab, doch nicht gegen den Ballon-Gresson-Paß, der es nördlich umgeht und abschneidet. Bei einem Ueberfall im tiefsten Frieden hätte der Elsaß weiter keinen Nutzen als den, die Reise der Franzosen nach Stuttgart und München um zwei Tagemärsche aufzuhalten, und in jedem denkbaren Falle bliebe es beim Alten: entweder momentane Entblößung Süddeutschlands oder Zurückhalten der Süddeutschen von dem ersten entscheidenden Kampfe in unserer Südfront.

Ganz anders gestalten sich die Aussichten für uns, wenn außer dem Elsaß alles Lothringische bis zur Mosel, also die Linie Thionville-Metz-Nanzig-Epinal zu Deutschland kommt. Weniger könnte nämlich von Lothringen nicht genommen werden, denn z. B. die Linie Thionville-Metz-Marsal mit Schluß am Bruchethal-Paß machte die Sache nicht viel besser und würde der Nationalitätenfrage doch nicht gerecht. Die Festungen Thionville (Diedenhofen), Metz, Marsal, Bitsch und Pfalzburg brauchten wir dann allerdings nicht wieder anzugreifen, aber eine gerade zusammenhängende deutsche Front erhielten wir durch diese Linie doch nicht. Im Gegentheile, unsere linke Flanke und zugleich Süddeutschland würden hierbei wieder auf das Aeußerste gefährdet, denn wenn der Ballon-Gresson- und der Murte-Paß in französischen Händen blieben, wäre Belfort sammt seinem anzulegenden befestigten Lager von vornherein vom übrigen Elsaß abgeschnitten. Unsere erste Aufstellung in dieser Provinz könnte demnach erst hinter Schlettstadt beginnen; eine Truppenkoncentration bei Belfort wäre nicht möglich. Es kann sich also nur darum handeln, ob die Mosellinie für uns ausreichend genügt oder nicht.

Unter der Voraussetzung, daß der genannte Fluß nicht die deutsche Grenze bildet, sondern letztere etwa so weit von ihm bleibt, wie die jetzige preußische von dem linken Ufer der Saar entfernt ist, wäre sie in vielen Hinsichten empfehlenswerth, wenn wir in der Lage wären, uns nicht besser vorsehen zu dürfen. Sie leidet jedoch an drei wesentlichen Fehlern: 1) liegt sie noch zu weit von Paris entfernt; 2) fehlt ihr der deckende Vorhang eines Gebirges,

der hingegen dem Feinde zu Gute kommt; 3) liegt vor ihr ein Terrain, das schwer zu nehmen ist, wenn der Anfang des Krieges dort in Scene geht. — Zu 1 sei bemerkt, daß jede Grenze, die nicht offensiv ist, an sich schon, ganz besonders aber gegen Frankreich fehlerhaft ist. Zu 2 und 3: eine Flußgrenze ist politisch wie militärisch unzweckmäßig. Die Moselberge und die nördlichen Ausläufer des Sichelgebirges eignen sich vortrefflich zu massenhaften verdeckten Aufstellungen der Heere und bieten überall die besten Schlachtpositionen. Sie würden dem Offensivkriege des Feindes großen Vorschub und unserer offensiven Kriegführung die größten Hindernisse in den Weg legen. Im Falle unseres Sieges hätten die Franzosen nicht weit zurückzuweichen. Zunächst gingen sie über die Maas unter dem direkten Schutze Verduns und der flankirenden Unterstützung durch die Festungen Longwy, Montmédy und Sedan. Wären sie zu stark von den ersten Schlägen zusammengerüttelt, dann könnten sie über die erste Kette des Argonnerwaldes in das Aire- und Aisnethal gehen, um sich zu ralliiren. Das rauhe und schwierig wegsame Gebirge würde bei einiger Vertheidigung unsern Marsch hinreichend lange aufhalten, und eine zweite Phase des Krieges nähme bei demselben seinen Anfang. Fiele auch sie glücklich für uns aus, dann stände uns die dritte zwischen Rheims, Châlons und Vitry oder, glücklichsten Falles, vor Paris in Aussicht. Um alle die wichtigen Wegeknoten, die wir S. 511 aufzählten und die sämmtlich noch auf lothringischem Boden liegen, müßten wir jedenfalls die blutigsten Kämpfe bestehen. Es wäre unverantwortlich, wenn die neue deutsche Grenze nicht so regulirt würde, daß Frankreich von vornherein beim Ausbruch eines Krieges im größten Nachtheil gegen uns wäre, denn nur dadurch können wir uns Ruhe sichern.

Der letztere Zweck würde vollständig erreicht, wenn die Doppelkette des Argonnerwaldes, die politisch zu Lothringen gehört, in die deutsche Grenze hineingezogen würde. Die letztere hätte dann im Norden bei Belgien zu beginnen, und zwar eine Meile unterhalb Sedan, da wo die Maas jenen Doppel-Bogen macht, der sie bis auf eine Meile an Belgien heranführt. Die Festung Sedan hätte den Schlußstein unseres rechten Flügels zu bilden. Weiter folgte die Grenze, genau südlich gehend, dem Laufe des Ardennenkanals bis La Chene; von dort, immer noch südlich, dem Laufe des Barflüßchens bis zu seinen Quellen, setzte über das Plateau nach Grand-Pré an der Aire, folgte diesem Flusse eine Meile abwärts bis zu seiner Vereinigung mit der Aisne, ginge diese hinauf bis zu ihren Quellen und dann über das Plateau fort bis zum Ornain mit der Richtung auf Ligny, umspannte diesen Ort und folgte dem Ornain bis Gondrecourt. Von dort zöge sie über das sehr öde Plateau nach Neufchâteau an der Maas. Durch diese Richtung bliebe der westlich vorspringende Zipfel Lothringens mit Bar-le-duc bei Frankreich, doch würde er den Franzosen in kriegerischer Beziehung nicht viel nützen. Von Neufchâteau, das mit umschlossen würde, ginge die Grenze in südöstlicher Richtung nach der Hochebene Langres, überschritte diese etwa 5 Meilen von Mirecourt, ginge in gerader Richtung auf Plombières, Lure und Montbéliard (Mümpelgard) und von dort den Glonbach hinauf an die schweizer Grenze. Lure bliebe außerhalb, das wichtige Montbéliard innerhalb dieser Linie und ebenso Plombières, weil von diesem die beiden Chausseen ausgehen, welche über die wichtigen Pässe nach Epinal und Rémiremont auf unsere linke Flügelstellung führen. Auf unserm linken und rechten Flügel fiele diese Linie nicht mit der alten lothringischen Grenze zusammen, sondern ginge darüber hinaus, sie träte dafür aber in der Mitte ziemlich ebenso viel lothringisches Terrain an Frankreich ab. Diese Richtung ist durchaus nöthig, damit unsere Flanken völlig sicher sind, ebensowohl bei Sedan als bei Belfort; hier bliebe als Schlußstein der Wurzelstock der Vogesen, dort der Wurzelstock der Argonnen in unseren Händen. Das gäbe endlich eine zusammenhängende Front, die durch keine Schwenkung im Vorrücken gegen Paris verändert zu werden brauchte. Es gäbe dann dem Auslande gegenüber ferner nicht mehr eine süddeutsche und eine norddeutsche, sondern nur noch eine festgeschlossene deutsche Front. Welche segensreiche Rückwirkung dies auf unsere politische Einigung haben müßte, gehört nicht in diese Erörterung, ebenso wenig wie die philologische Frage, über die wir uns aber doch im Vorbeigehen die Bemerkung erlauben, daß sie keinerlei Berechtigung hat, denn so gut wie deutschredende Leute lange Zeit die besten französischen Unterthanen waren, mit noch größerem Rechte können sie wieder Deutsche werden, und auch französischredende Leute können sich zu dieser Gesinnung bekehren, sobald sie einsehen, daß es nicht anders geht und sie durch Kundgeben französischer Gesinnung Schaden er-

leiden würden — ihre Sprache brauchten sie deshalb so wenig aufzugeben wie die Westschweizer.

Bei unseren Vertheidigungskriegen gegen Frankreich muß stets Paris das Ziel unserer Armeen sein. Haben wir die oben angedeutete Grenze, dann stehen bei einem regelmäßig beginnenden Kriege unsere Vortruppen in Grand-Pré, Ménehould und Vaubecourt 25 Meilen von der französischen Hauptstadt entfernt; 5 Meilen weiter, zwischen Verdun und St. Mihiel, stände das Centrum des Gros, und davor, auf der Airelinie, das erste Treffen. Unsere Operationsbasis von Sedan bis Belfort wäre 42 Meilen lang (die gebrochene über 50 Meilen!) und unsere Operationslinie bis Paris nur 25, also etwa die Hälfte, mithin genau so, wie es die strengsten Regeln der Strategie nur verlangen können. Vor uns läge kein einziges Naturhinderniß, denn alle Flußthäler von Troyes, Arcis-sur-Aube, Vitry, Châlons, Rheims und Rethel an laufen von Osten nach Westen, kein einziges quer gegen unsern Marsch. Warteten wir den Angriff nicht ab, dann hätten wir eine große Schlacht zwischen Rheims, Châlons und Vitry; siegten wir in dieser, dann könnten erst die Befestigungen von Paris (falls sie noch vorhanden wären!) unsern Marsch zum Stehen bringen — eine einzige Schlacht entschiede das Schicksal Frankreichs. Ein starkes Corps bei Thann zwischen Belfort und Mühlhausen beherrschte Südfrankreich derart, daß keine von da heraufkommende Armee diesseits der Saône gegen unsere Front heranmarschiren dürfte. Es könnte auf Vesoul und Besançon vorbrechen oder den Ballon-Gresson-Paß hinauf nach Epinal steigen, wenn dort unser linker Flügel angegriffen würde. Der Gebirgsknoten wäre Wall und Vorhang zugleich.

Seite, und das Kriegsglück nicht auf unserer zügen und Vertheidigungen hätten wir bei unseren Rücktheile von Naturhindernissen, alle die Vorhintereinander folgenden Parallelstellungen und sich jetzt die Franzosen so ausgiebig bedienten, so weit wir ihnen Zeit dazu ließen. Sie müßten dann die Opfer an Menschen und Kraft bringen, die wir in diesem Kriege zu bringen gezwungen waren; dabei würden sie wohl erlahmen, wir aber Zeit gewinnen, die äußersten Anstrengungen zu machen. — Sollten die Franzosen noch einmal einen bloßen Ueberfall versuchen, dann würde dieser im Argonnerwalde sein Ziel finden, denn dort können unkomplete Halbbataillone den Kampf mit gleichfalls nicht vollständigen Ueberfallscorps sehr wohl aufnehmen.

Würden die oben ausgesprochenen Vorschläge realisirt, dann müßte Sedan erweitert, Verdun zu der Bedeutung von Metz emporgehoben werden und das Gleiche hätte mit Belfort zu geschehen. Die Befestigungen von Straßburg, Neubreisach und St. Croix thäte man besser, gründlich dem Boden gleich zu machen, statt dessen aber Schlettstadt mit Metz auf einen Rang zu heben. Mainz und Koblenz müßten dann die Hauptniederlagen unserer Kriegsvorräthe enthalten, weil sie dort weit genug vom Feinde und doch unseren Truppen nahe genug wären. Der Zipfel französischen Gebietes, welcher unterhalb Sedans der Maas folgend sich tief nach Belgien hinein erstreckt und mit der Doppelfestung Charlemont und Givet an der nördlichen Spitze endet, wäre Belgien anzubieten, zu dem es früher gehört hat. Wollte dieser Staat ihn nicht annehmen, dann wären die genannten Festungen sammt Mézières und Charleville zu schleifen und aus dem Gebiete eine selbstständige Miniaturrepublik (wie Urgel und San Marino), aber unter deutschem Schutze, daraus zu machen. In französischen Händen dürfte es nicht bleiben, dies wäre lästig für uns und bliebe gefährlich für Belgien. Franz Maurer.

Die Vortruppen. Ein Heer auf dem Kriegsmarsch, überhaupt jeder in der Nähe des Feindes selbstständig marschirende Heertheil bis zu kleinern Abtheilungen herab muß zu seiner Sicherheit, um nicht in gefechtsunfähigem Zustande, während der Bewegung, in Quartieren, Lagern oder Bivouacs durch einen plötzlichen Angriff überrascht zu werden, zweckmäßige Maßregeln treffen. Diese bestehen auf dem Marsche darin, daß in der Richtung, woher der Feind zu erwarten steht, in angemessener Entfernung von der marschirenden Kolonne Abtheilungen marschiren, welche kleinere Trupps und deren Spitzen, gleichsam Fühlhörner, noch weiter hinaus strecken, um die Annäherung oder Stellung des Feindes recht früh zu entdecken und zu melden, die Kolonne sich zum Gefecht bereit machen oder, wenn solches nicht in ihrer Absicht liegt, ausweichen kann. Solche Abtheilungen sind vorausmarschirend die detachirten garde oder Vorhut, in frühern Zeiten, als dazu fast nur Reiterei gebraucht wurde, auch wohl Vortrab genannt, zur Seite die Seitendetachements, der Kolonne nachfolgend die Arrièregarde oder Nachhut (Nachtrab). Nach beendigtem

Marsch, wenn die Truppen Quartiere oder Lager, Bivouacs beziehen, werden in der Richtung nach dem Feinde zu Vorposten ausgesetzt, worunter nicht bloß die Kette der einzelnen Sicherheitsposten oder Vedetten zu verstehen ist, sondern die ganze, zum Schutz der ruhenden Truppen vorgeschobene Detachirung, welche sich in Feldwachen mit ihren Vedetten und die dahinter zu ihrer Unterstützung aufgestellten stärkern Abtheilungen gliedert.

Um gegen einen überraschenden Angriff, der keine Zeit läßt, sich zum Gefecht zu formiren, gesichert zu sein, ist es aber nicht genügend, daß der Feind recht früh gemeldet wird, derselbe muß auch, wenn er nachrückt, so lange aufgehalten werden, bis die marschirenden oder ruhenden Truppen ihren Aufmarsch oder ihre Aufstellung vollendet haben. Dazu sind die stärkern Abtheilungen der Avant- oder Arrièregarde, der Seiten- und Vorpostendetachements bestimmt, sie sollen den angreifenden Feind kämpfend festhalten, um den eigenen Truppen Zeit zur Formation zu gewähren.

Endlich wird eine Heeresabtheilung, mag sie eine gemischte Brigade, eine Division oder ein Corps sein, im Gefecht ebenso wenig wie die ganze Armee in der Schlacht alle ihre Streitkräfte zugleich in den Kampf rücken lassen, sondern nach und nach. Das Gefecht, wie jede in der Zeit verlaufende Handlung, nimmt seinen Anfang, entwickelt sich, oft im stundenlangen Ringen, zu seiner Höhe und nimmt dann entweder nach und nach erlöschend oder durch Gewaltschläge der Entscheidung sein Ende. Dadurch treten, mehr oder minder erkennbar, oft unmerklich in einander übergehend, drei Momente hervor: die Einleitung, der Hauptkampf und die Entscheidung. Diejenigen Truppen, welche das Gefecht einleiten, nennt man die Vortruppen. Die sind aber auch im weitern Sinne jene stärkern Abtheilungen, welche im Vorpostensystem bestimmt sind, den Feind, wenn er einen Angriff auf die ruhenden Truppen beabsichtigt, zurückzuwerfen und welche auf, zum Marsche das Gros der Avantgarde und ihren ihnen gehören ferner diejenigen Streifschaaren der Spitzen weit vorauf sich namentlich im Kriege von Reiterei ausgezeichnet haben.

Von den Vortruppen ihrem allgemeinen Begriff nach und von ihren Leistungen wollen wir ein richtiges Bild zu geben versuchen. Zum Sicherheits- und Kundschaftsdienst werden leichte Truppen verwendet, weil es dabei auf Beweglichkeit, Schnelligkeit, Umsicht, eigenes Urtheil und Entschlossenheit ankommt, Eigenschaften, die bei der Ausbildung der leichten Truppen für ihre Bestimmung ganz besonders geweckt und gesteigert werden. Zu den leichten Truppen gehören von der Infanterie in allen Heeren vorzugsweise die Jäger (in den russischen Scharfschützen genannt und theils kompagnieweise zu den Bataillonen als fünftes gehörig, theils in selbstständige Bataillone formirt, von denen jede Division eins hat). Nächstdem sind es in der preußischen Armee und den deutschen Truppen, welche die preußische Organisation angenommen haben, die Füsilierbataillone, zu jedem Infanterieregiment eins gehörig, außerdem bei jedem Armeecorps ein Füsilierregiment von drei Bataillonen. Sie erhalten, so weit das bei ihrer großen Anzahl thunlich, einen ausgewählten Rekrutenersatz, haben ein leichteres Zündnadelgewehr als die übrigen Fußtruppen und wetteifern mit den Jägern in ihren Leistungen. Bei den Franzosen gehören außer den Jägern die Zuaven und die Turcos, wie auch das Fremdenregiment und die sogenannten Zephyrs, also alle specifisch afrikanischen Truppen zur leichten Infanterie. Von der Kavallerie sind es bei den Deutschen Husaren und Dragoner, Reiter, Chevauxlegers, bei den Franzosen statt der Dragoner, welche dort zur sogenannten Linienkavallerie gehören, Chasseurs; bei den Oesterreichern und Russen kommen noch die Ulanen dazu, welche in Preußen schon seit längerer Zeit zur schweren Kavallerie gerechnet werden, obgleich sie doch eigentlich keine sind, weder an Mannschaft noch an Pferden, und auch allen Dienst der leichten Kavallerie thun. Aus den Towarszysz hervorgegangen, Lanzenreitern, welche nach der Theilung Polens in den neuerworbenen Landestheilen ausgehoben und in 15 Escadrons ($1^1/_2$ Regimenter) formirt worden waren, gehörten die Ulanen bereits 10 Regimenter gab, der Brigadeeintheilung zu Liebe, wurde jede Kavalleriebrigade aus einem schweren und einem leichten Regiment bestehen sollte, zur schweren Reiterei geschlagen, während umgekehrt die Dragoner, von denen auch ein Theil in Kürassiere verwandelt worden war, leichte Kavallerie wurden. Die Ulanen haben in dem jetzigen Kriege mit den flinksten Husaren gewetteifert und sich in Frankreich durch ihre schnellen Streifzüge und verwegenen Reiterstücklein so bekannt und gefürchtet gemacht, daß alle Plänkler, die sich irgendwo zeigten, von den Franzosen

Ulanen genannt wurden, als sei das eine allgemeine Bezeichnung für Streifzügler.

Bei den Russen wird der Sicherheits- und Kundschaftsdienst vorzugsweise von den Kosaken gethan, er ist gleichsam ihr Ehrenrecht, das sie sich nicht nehmen lassen. Wenn bei einem Detachement zufällig keine Kosaken sind und die Vorposten von der andern leichten Kavallerie ausgestellt werden, so überlassen diese, sobald Kosaken eintreffen, ihnen unverweilt jenen Dienst, und die Truppen können sich dann in vollster Sicherheit der Ruhe hingeben. Die Söhne der Steppe besitzen alle Naturgaben, welche sie zum Ausspähen und Bewachen vorzüglich geeignet machen, scharfe Sinne und einen wunderbar richtigen Ortssinn; auch in ganz unbekannten Gegenden wissen sie sich schnell zurecht zu finden. Man hat sie deshalb im russischen Heere „die Augen und Ohren der Armee" genannt. Ihre Vedetten bestehen, abweichend von denen der regulären Kavallerie, aus 3 Mann, von denen zwei abgesessen sind, der dritte aber zu Pferde sitzt, dieser hat die eigentliche Umschau. Sobald er irgend etwas Verdächtiges bemerkt, sitzen die beiden andern auch auf, und wenn sie noch nicht unterscheiden können, was in der Ferne sich bewegt, so fangen sie an, ihre Pferde in kurzen Wendungen zu tummeln. Das ist ein Zeichen für die dahinter liegende Feldwache, eine Patrouille vorzuschicken, welche über die Kette der Vedetten, die ihre Posten nicht verlassen dürfen, hinausgeht, um sich zu überzeugen, was sich draußen begibt, ob es der Feind ist, von welchem etwas bemerkt worden, und seine Stärke und Absichten zu erkunden. Jene Signalisirung einer noch unbestimmten Wahrnehmung durch Voltenreiten haben 1813 die preußischen leichten Reiter von den Kosaken, mit denen sie oft vereint waren, angenommen, und später ist es auch in andern Armeen praktisch befunden worden. Es erspart der Vedette einen unnützen Ritt, weil sie noch nichts Bestimmtes melden kann.

Die Marschsicherung wird von den Vortruppen durch eine specielle Avantgarde ausgeübt, welche auf eine gewisse Entfernung, die sich nach der Uebersichtlichkeit des Terrains richtet, der Marschkolonne vorangeht, auf 500 Schritt etwa. Diese entsendet wieder einen kleineren Trupp, Vortrupp genannt, auf 2—300 Schritt weiter vor (Infanterie nicht so weit), und wiederum läßt der Vortrupp eine Spitze von 3 Mann vorgehen, welche das eigentliche Aufklären und Absuchen des Terrains übernimmt. Ist dasselbe seitwärts von dem Marschwege nicht offen, so daß der Feind darin unbemerkt bleiben könnte, müssen noch einzelne Leute als Seitenläufer abgeschickt werden, welche dasselbe ungefähr in gleicher Höhe mit der Spitze durchsuchen. Jeder Terraingegenstand, der dem Feinde Deckung gewähren könnte, Waldstücke, Hügel, Vertiefungen, Hohlwege, Gehöfte, Dörfer ꝛc. werden genau durchforscht. Wenn die detachirten Mannschaften dazu nicht ausreichen, erhalten sie Verstärkungen vom Vortrupp. An diesen gehen alle Meldungen, welche dann weiter zum Haupttrupp und von dort an den Befehlshaber der Vortruppen befördert werden, der danach seine Maßregeln trifft. Auf dem Marsche kommt es darauf an, daß derselbe nicht aufgehalten wird. Die Vortruppen haben dafür zu sorgen. Stoßen sie auf den Feind und sind demselben gewachsen, so müssen sie ihn angreifen und zurückwerfen. Ist er in bedeutender Ueberzahl, so nehmen die Vortruppen eine günstige Stellung, um seinen Angriff zurückzuschlagen. Die Entfernung von der im Vormarsch begriffenen Hauptkolonne verringert sich dadurch, und die Vortruppen können nöthigenfalls auf Unterstützung von dem Gros rechnen. Solche Gefechte heißen Marschgefechte. Am 29. August 1870 bestanden die Vortruppen des sächsischen Armeecorps ein solches siegreich bei Nouart gegen die Avantgarde der Armee Mac Mahons, als letztere den Zug zur Befreiung der andern in Metz eingeschlossenen Armee machte, der für sie selbst so verhängnißvoll wurde und mit ihrer völligen Vernichtung bei Sedan endigte.

Bezieht das Corps ein Lager — in Feindesnähe fast immer ein Bivouac unter freiem Himmel — oder wird es in Quartiere verlegt, wenn die Umstände nicht gebieten, die Truppen koncentrirt zu behalten, so wird von den Vortruppen eine Abtheilung zu den Vorposten bestimmt. Diese rückt weit vor dem ebenfalls lagernden oder, seltener, auch in Quartieren liegenden Gros der Vortruppen in eine Stellung, in welcher sie sich nöthigenfalls gegen einen feindlichen nicht zu überlegenen Angriff selbstständig, ohne auf Unterstützung Anspruch zu machen, behaupten kann. Von hier aus werden noch weiter vor die Feldwachen ausgestellt, wobei der Grundsatz gilt, deren lieber mehrere, wenn auch mit weniger Mannschaft, als eine einzige starke zu geben, weil bei dieser die Entfernung bis zu den Flügelposten zu groß würde und Meldungen von diesen immer einen weiten Weg hätten, also oft zu spät kämen. Die Posten oder Vedetten der Feldwachen, je 2 Mann, kommen auf Punkte

zu stehen, wo sie eine recht freie Umsicht haben, wo möglich ohne selbst vom Feinde ferner gesehen werden zu können. Außerdem entsenden die Feldwachen, um Nachrichten einzuziehen, kleinere Patrouillen (Schleichpatrouillen), von denen wir früher schon gesprochen haben. Der Kommandant der Vorposten im Ganzen wie die Führer der einzelnen Feldwachen sind für die Sicherheit der Terrainstrecke, welche ihnen übergeben ist, verantwortlich.

Die Vortruppen haben ferner noch bei dem Vormarsche einer ganzen Armee oder mehrerer Armeen, welche, wie im Kriege von 1870 beim Marsche auf Paris, in Verbindung operiren, die wichtige Bestimmung, diese Bewegungen der Kenntniß des Feindes zu entziehen, so daß er sich weder durch große noch kleine Rekognoscirungen (vergl. Nachrichtenwesen, S. 451) Gewißheit über die Märsche der Armeen und ihre einzelnen Heeresabtheilungen, deren Stärke, Zusammensetzung ꝛc. verschaffen kann. Durch ihre Kavallerie, welche weit voraus und besonders auch in beide Flanken der operirenden Heere entsendet wird, breiten die Vortruppen gleichsam einen dichten undurchdringlichen Schleier über die Bewegungen und Marschziele aus. Das ist im Kriege von 1870 im großartigsten Maßstabe geschehen. Schon nach den ersten Siegen der Deutschen, als die Franzosen auf ihrer ganzen Front vom Rhein bis über Saarbrücken hinaus den Rückzug antraten, ihr rechter Flügel im Elsaß südwärts, ihr linker nach der Moselllinie bei Metz, ging die gesammte Reiterei der Sieger zur Verfolgung und hinderte den Feind, die weiteren Unternehmungen der Verbündeten zu bemerken. Dann, als bei Metz die drei blutigen Schlachttage mit der Einschließung der französischen Hauptarmee unter dem Marschall Bazaine ihren großen Erfolg gewonnen hatten und die Armeen der beiden Kronprinzen sich in Bewegung setzten, um die andere Armee unter Mac Mahon, die sich nach ihrer Niederlage bei Wörth über die Vogesen in das Lager von Châlons zur Reorganisation und Verstärkung gezogen hatte, dort anzugreifen, wenn sie Stand hielte, und errungene Vortheile durch raschen Vormarsch auf Paris zu verfolgen, waren es wiederum die Vortruppen, welche diesen Marsch durch vorauseilende Reiterschaaren deckten. Weit über das Land verbreiteten sich dieselben, Furcht und Schrecken gingen vor ihnen her; nicht bloß die Operationen ihrer Armeen verbargen sie dem Feinde, sondern sie hinderten auch die feindlich gesinnte Bevölkerung, sich zu dem Widerstande, zu welchem sie von ihrer Regierung angefeuert wurde, aufzuraffen. Einzelne Reiterpatrouillen ritten keck in volkreiche Städte hinein, erhoben nicht bloß Requisitionen von Lebensmitteln und Tabak, der in der Jetztzeit fast auch schon zu den ersteren gerechnet wird, sondern sogar Geldkontributionen, ja sie forderten hier und da die Schlüssel der Stadt als Symbol der Unterwerfung, die man ihnen nicht zu verweigern wagte. In einer militärischen Zeitung Oesterreichs, die sich sonst gegen Preußen sehr feindlich benimmt, ist die Verwendung der preußischen Kavallerie in diesem Kriege eine mustergültige genannt worden. Es waren aber nicht bloß preußische Reiter, welche diese „mustergültigen" Streifzüge unternahmen, sondern auch die bayerischen, würtembergischen, sächsischen Reiter der beiden Armeen, welche jenen Marsch antraten. Auch sie haben ihren vollen Antheil an dem Ruhme und viel schöne Trophäen gewonnen: „Suum cuique!"

Als selbstständige große Avantgarde der Heere haben die Vortruppen endlich die Hauptbestimmung, der Armee auf weitere Entfernung, oft auf einen Tagemarsch, aber immer in Verbindung mit ihr vorauszugehen, Terraintheile von Wichtigkeit in Besitz zu nehmen und gegen den Feind zu behaupten, die Entwickelung der Hauptmacht, wenn es zur Schlacht kommen soll, zu decken und den Kampf, wie oben bemerkt, zu eröffnen und bis zu dem Zeitpunkt, wo jene, die Hauptmacht, eintreten soll, fortzuführen. Für eine so umfassende Aufgabe müssen die Vortruppen durch ihre Stärke und Zusammensetzung aus allen Waffengattungen befähigt sein. Allgemeine Zahlen für ihre Stärke lassen sich natürlich nicht angeben, da dieselbe von den Verhältnissen abhängig ist und wechselt, doch kann man annehmen, daß sie etwa $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ der Hauptmacht betragen wird. Die Vortruppen bilden also einen selbstständigen Heertheil, der nicht gleich der Unterstützung des Gros bedarf: es ist überhaupt ein Fehler, dasselbe vorzeitig in den Kampf zu ziehen.

Ist der Angriff beschlossen, so wird derselbe von den Vortruppen eingeleitet. Im offenen Terrain kann dazu Kavallerie mit reitender Artillerie vorgehen. Doch wird der Feind, wenn er eine Vertheidigungsstellung gewählt hat, diese auf gewisse Stützpunkte: Dörfer, Höhen, Waldstücke und dergleichen basirt, oder hinter Terrainabschnitten: Wasserlinien, Thalgründen ꝛc. genommen haben. Hier kann Kavallerie nicht angreifen, sondern nur flüchtig rekognosciren, um schwache, zugängliche Stellen zu ermitteln, sie

wird sich bald und schnell aus dem feindlichen Feuer zurückziehen müssen. Artillerie wird nun zunächst vorgezogen, es entsteht ein Geschützkampf auf größere Entfernung, wie sie die Tragweite und Treffsicherheit der jetzigen gezogenen Geschütze zuläßt. Unter dem Schutze der Artillerie entwickelt sich die Infanterie zum Gefecht. Auch die Vortruppen werden nicht ihre ganze Stärke gleich in den Kampf werfen, sondern nach und nach, doch darf der erste Angriff nie mit unzureichenden Kräften unternommen werden, sondern immer so, daß er sichern Erfolg verspricht: abgeschlagen zu werden, ist für das moralische Element gefährlich, wenn dasselbe nicht ein so unerschütterliches ist, wie es sich auf deutscher Seite bei jedem Angriff auf die stärksten, unüberwindlich scheinenden Positionen bewährt hat. Gelingt es den Vortruppen, ihren Angriff siegreich zu führen, um so besser — wo nicht, so müssen sie wenigstens suchen, dem Feinde einzelne wichtige Punkte zu entreißen und sich darin zu behaupten, bis der Hauptangriff vom Gros unternommen wird. Diesen unterstützen sie, wenn sie nicht durch Verluste zu sehr geschwächt sind, in welchem Falle sie gewöhnlich zur Reserve zurückgeschickt werden, um sich wieder zu ordnen und neue Munition zu empfangen.

In der Vertheidigung besetzen die Vortruppen die vorderste Linie der gewählten Position, welche sie nach Zeit und Mitteln möglichst zu verstärken haben, durch Schanzen, Schützengräben, Verhaue ꝛc. Auch werden die Entfernungen bis zu den Punkten, wo der Angreifer zuerst in wirksames Geschützfeuer kommt, gemessen, damit die Artillerie nicht erst verlorene Probeschüsse zu korrigiren braucht, gewisse Zielpunkte können auch durch sichtbare Merkzeichen kenntlich gemacht werden, wie es die Oesterreicher bei Königgrätz 1866 und die Franzosen vor Metz 1870 gethan. Durch ein wohlgezieltes, also verheerendes Feuer wird die Kraft des Angriffs am besten gebrochen, derselbe kann wenigstens nur unter furchtbaren Verlusten durchgeführt werden. Auch in der Vertheidigung haben also die Vortruppen den Vorkampf, bis der Moment eintritt, daß sie nicht mehr ausreichen und die Hauptmacht in die vordere Linie einrücken muß, wenn diese nicht bloß besetzt war, um den Feind an ihr sich schwächen zu lassen, und eine zweite, bessere und festere Stellung hinter ihr liegt, wo er empfangen werden soll. In diesem Falle ziehen sich die Vortruppen, wenn ihre Aufgabe erfüllt ist, dahin zurück.

Kriegerische Ehren sind in diesen mannichfachen Verhältnissen viel zu gewinnen, es ist daher stets ein Vortheil und eine Freude, zu den Vortruppen kommandirt zu werden.

K. G. v. Berneck.

Nekrolog.

Duhesne, Vicomte, französischer General, † am 29. August in Paris. Er war bis 1845 Ordonnanzoffizier Ludwig Philipps, kämpfte mit großer Auszeichnung bei Eupatoria und befehligte bei Wörth die Kavalleriedivision des 1. Corps.

Gribicic, Georg, österreichischer Generalmajor, ausgezeichneter Fachschriftsteller, Truppenbrigadier in Graz, † daselbst am 1. September durch Selbstmord.

Berichtigung.

Der preußische Generalmajor von **Wedell**, dessen Tod wir in Heft 6 nach einer Todesanzeige der Familie meldeten, ist nach einer Berichtigung im „Daheim" nicht gestorben.

Neue Bücher.

Belgien, Nordfrankreich, der Niederrhein und Holland als Kriegsfeld. Von Cardinal von Widdern. Breslau, Mälzer.

Technologie.

Komprimirte Luft zum Betrieb unterirdischer Maschinen. Die Anwendung komprimirter Luft zu Zwecken des Bergbaus ist von verhältnißmäßig sehr jungem Datum. Nachdem im Jahre 1839 der französische Ingenieur Triger zuerst das Princip der Taucherglocke mit Erfolg beim Durchteufen schwimmender Massen versucht hatte, bediente man sich vielfach in Belgien und seit 1856 auch in der Rheinprovinz komprimirter Luft zum Zurückdämmen der Wasser bei der Senkarbeit und bei Schachtreparaturen im schwimmenden Gebirge, ohne dabei indessen die eigentlich bewegende Kraft der gepreßten Luft auszunutzen. Das Verdienst, letztere zuerst als

Motor für unterirdische Maschinen eingeführt zu haben, gebührt lediglich England, wo dies seit 1851 in ausgedehnterer Weise geschah. Auf dem Kontinent erfolgte die erste Einrichtung einer Grubenförderung mit komprimirter Luft erst 1865 auf der Steinkohlengrube Sars-Longchamps im Distrikt Charleroi in Belgien. Es sollen dort gegenwärtig an vier verschiedenen Grubenpunkten aufgestellte unterirdische Maschinen zur Förderung und Wasserhaltung aus einfallenden Strecken und außerdem eine Maschine zur horizontalen Seilförderung mit komprimirter Luft betrieben werden, wobei letztere über Tage durch eine besondere Maschine beschafft und durch gußeiserne Röhren in die Grube eingeleitet wird. Im Uebrigen scheint diese Art von Luftmaschinen auf dem Kontinent bisher noch keine weitere Verbreitung erlangt zu haben, wenigstens nicht in Deutschland.

Dagegen hat sich auf dem Kontinent zuerst eine andere wichtige Verwendung der komprimirten Luft geltend gemacht zum Betriebe der in neuerer Zeit konstruirten Maschinen für die eigentlichen bergmännischen Gewinnungsarbeiten, nämlich der Bohrmaschinen und Schrämmaschinen. Schon im Jahre 1855 begann der italienische Ingenieur Sommeiller Versuche mit einer von ihm erfundenen Gesteinsbohrmaschine, welche seitdem unter Anwendung komprimirter Luft zu so ausgezeichneten, selbst die kühnsten Erwartungen übertreffenden Resultaten bei Durchbohrung des Mont-Cenistunnels geführt haben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ohne Zuhülfenahme der komprimirten Luft dieses großartige Unternehmen nicht in der doppelten und dreifachen Zeit, ja vielleicht überhaupt nie zur Vollendung kommen würde.

Nach Sommeiller sind in England, Amerika und Deutschland eine ganze Reihe Gesteinsbohr- und Schräm-(Kohlenhau-)Maschinen zur Ausführung gekommen, welche mehr oder minder ausschließlich für den Betrieb mit komprimirter Luft konstruirt sind. In Deutschland waren es vorzugsweise die Schwartzkopffsche, Schumannsche und die durch erhebliche Vereinfachungen aus letzterer hervorgegangene Sachssche Bohrmaschine, welche im Großen beim Bergbau versucht wurden. Die mit Sachsschen Maschinen auf der Grube Altenberg bei Aachen erreichten höchst günstigen Resultate veranlaßten im Jahre 1867 ihre Einführung auf den Steinkohlengruben bei Saarbrücken.

Weniger Anwendung haben in Deutschland bisher die Schrämmaschinen gefunden, von denen diejenigen von Jones und Levik und Carret und Marshal unter Anwendung von komprimirter Luft als Motor in Saarbrücken zu Versuchen benutzt worden sind. Voraussichtlich führen diese Versuche zu einer dauernden vortheilhaften Benutzung der Maschinen beim dortigen Steinkohlenbergbau.

Es ist von vornherein klar, daß die Luftmaschinen im Allgemeinen beim Bergbau für den oberirdischen Betrieb, wo es sich zudem meist um Leistung einer großen Kraft handelt, gegenüber den billiger arbeitenden Dampfmaschinen wohl zurückstehen werden. Bei dem unterirdischen Maschinenbetriebe dagegen machen sich bekannter Weise so viele Umstände geltend, welche gegen die Anwendung von Dampfmaschinen sprechen, daß für ihn die Luftmaschinen in den weitaus meisten Fällen, namentlich in größerer Teufe und weiterer Entfernung von den Hauptschächten und wohl immer beim Vorkommen schlagender Wetter entschieden den Vorzug verdienen. Die leichte Zuführung der über Tage komprimirten Luft zu jedem Arbeitspunkte innerhalb der Grube, der Ausschluß jeglicher Erhitzung von Leitung und Maschine und in Folge dessen die gute Konservirung beider, ganz besonders aber die durch die verbrauchte komprimirte Luft am Arbeitspunkt und mit leichter Mühe auch an andern entfernten Grubenpunkten zu erzielende ausgezeichnete Ventilation sind Momente zu Gunsten der Luftmaschinen, welche gegenüber den in der Grube zu manchen Unzuträglichkeiten führenden Wirkungen des Dampfes schwer ins Gewicht fallen und namentlich für Steinkohlengruben sehr hoch angeschlagen werden müssen.

Dazu kommt, daß es sich beim unterirdischen Maschinenbetriebe durchgehends weniger um eine große Maschinenanlage, als vielmehr um Vertheilung geringer Maschinenkräfte auf verschiedenen Stellen und zugleich um leichte Verlegung der Arbeitspunkte von einer Stelle zur andern handelt. Treten namentlich zu den Fördermaschinen noch die kleinen Bohr- und Schrämmaschinen hinzu, bei denen eine tägliche fast permanente Verschiebung des Arbeitspunktes Statt zu finden hat, so sind wohl nur Luftmaschinen allein anwendbar.

Näheres über die Anwendung von Luftmaschinen beim Saarbrücker Steinkohlenbergbau und die durch dieselben unter den dortigen eigenthümlichen Verhältnissen erzielten Vortheile s. bei Haßlacher in der „Zeitschrift für Berg-Hütten- und Salinenwesen".

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.